

RUNDBRIEF

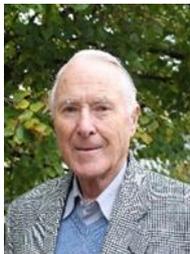
FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.4 /2020

Brunnenthal, November 2020

**Bildung ist ganz entscheidend. Dass wir unser Hirnkastl fördern und fordern,
nachdenken, querdenken, hinterfragen, reflektieren, weiterlernen.
(Lizz Görgl)**

Liebe Schwester, lieber Bruder,



am Montag 20.7. erschien von der Kleruskongregation eine Instruktion mit dem Titel „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche.“ So klingt halt ein etwas schwulstiger kirchen-

amtlicher, aber doch auch verheißungsvoller Titel. Ein Schelm, wer es als „Einbrems-Navi“ bezüglich der in immer mehr Diözesen wegen der kirchlichen Auflösungserscheinungen und vor allem hinsichtlich des lähmenden Personalnotstandes angedachten Strukturreformen und Ähnlichem einschätzt?

Inzwischen hat sich zwar auf der einen Kirchenseite der Staub der momentanen Aufregung wieder gelegt und auf der anderen sind die Freudentränen über die erbetene und ersehnte Klarstellung eingetrocknet. Doch wegen des unveränderten Hintergrundes und der nach wie vor anstehenden Folgen ist es schon wichtig, der ganzen Geschichte weiterhin Aufmerksamkeit zu schenken.

Es steht wohl außer Zweifel, dass in Zeiten wie diesen, in denen einerseits vor allem in Europa immer mehr „Gläubige“ der katholischen Kirche – aber nicht nur ihr – den Rücken kehren und sich ins religiöse Niemandsland, in die Esoterik oder zur Selbstbedienung in den spirituellen Supermarkt begeben, während andererseits in weiten Teilen der Welt unzählige

aus der katholischen Kirche zu den Evangelikalen und den Freikirchen abwandern, der Pastoral, im Besonderen der Sorge um die Pfarrgemeinden, ein vorrangiger Platz zukommt.

Dass dies nicht ohne Umkehr aus nicht mehr praktizierbaren alten Formen und ein Neudenken hinsichtlich der Pfarrgemeinden und deren Leitungsstrukturen als einer Grundeinheit der Kirche möglich ist, steht auch außer Zweifel oder sollte zumindest außer Zweifel stehen.

Ebenso kann niemand abstreiten, dass die katholische Kirche und das Christentum als Ganzes in einer immer pluralistischer werdenden Welt mit unzähligen religiösen und spirituellen Angeboten nur als von ihrer Grundbotschaft zutiefst überzeugte und bewusst missionarische Gemeinschaft eine gestaltende Zukunft haben.

Dass viele auf das vatikanische Navi von vornherein gleich mit dem Ausruf „Lasciate ogni speranza!“ (Lasst alle Hoffnung fahren), den Alighieri Dante über den Eingang zur Hölle platzierte, reagierten, wird der Instruktion nicht gerecht, trifft aber die unnachgiebig festgehaltene grundsätzliche Ausrichtung. Leider kann man nach bisherigen Erfahrungen jenen kaum widersprechen, die sagen: Was will man sich anderes aus dem Vatikan erwarten? Daran ändern auch die reichlich verwendeten schönen Zitate von Papst Franziskus nichts.

Was wir grundsätzlich und allgemein beachten sollten

Bei der Kritik wird oft übersehen, dass die fragwürdigen Einstellungen nicht erst ganz oben im Vatikan beginnen, sondern auf ebener Erde, und auch hier nicht nur bei einer bestimmten Gruppe von Klerikern, sondern ebenso bei entsprechend eingestellten Laien, bei diesen gelegentlich eigenartigerweise oft sogar noch mehr.

Weiters wird oft übersehen, dass es sich nicht bloß auf dem religiösen Gebiet so verhält.

Das Dahinter und das Dazwischen.

Nichts ist einfach ohne Hintergrund und ohne Bezug zu anderem da.

Es geht also immer um die dahinter liegende persönliche Veranlagung, Denk- und Sichtweise, Orientierung, Deutung und Bedeutung und die damit verbundene Beurteilung, Wertschätzung oder Geringschätzung, die Einstellung des Umfeldes und den davon ausgehenden Druck, die wiederum maßgeblich vom jeweiligen Menschen-, Kirchen- und Gottesbild beeinflusst werden.

Und es geht ebenso immer um das Dazwischen, also um den gesamten Bereich der Beziehungen aufeinander, mit- und zueinander, die Beheimatung oder Entfremdung, was Sicherheit gibt oder Unsicherheit hervorruft und was als förderlich oder gefährdend für den Erhalt des Gewohnten und den Gewinn von Neuem in Gegenwart und Zukunft erlebt wird.

Die objektive und die subjektive Ebene decken sich oft nicht

Bei all dem spielt auf allen Ebenen das Subjektive oft mehr Rolle als das Objektive. Das wissen wir aus unserer frühesten Kindheit. Es fällt mir dazu eine unvergessliche Szene ein. Du kannst sie als Bildergeschichte für einschlägige Vorgänge zu diesem allgemeinen Problem sehen. Aus solchen Geschichten lernen wir meist mehr als aus langen theoretischen Darlegungen.

Objektiv handelt es sich beim Spinat um ein gesundes Gemüse.

Subjektiv war meine Mama davon überzeugt, dass sie von mir allein schon wegen der kriegsbedingten Mangelernährung verlangen durfte / sollte / musste, den Spinat zu essen.

Da ihr der Spinat auch schmeckte, deckten sich bei ihr das Objektive und das Subjektive auf allen Linien.

Bei mir deckten sie sich keinesfalls und nirgends, denn angesichts des bodenlos tiefen Grauens vor dem Spinat beherrschte das negative Subjektive alles und das positive Objektive spielte dabei keinerlei Rolle.

Als es eines Tages zum Mittagessen wieder Spinat gab und sie mich unter Druck setzte ihn zu essen, schob ich halt einen Löffel nach dem anderen in den Mund, schluckte aber nichts. Meine Mutter saß bei Tisch mir gegenüber. Schließlich rutschte mir der grausliche „Schlazz“ in die Luftröhre, es reckte mich fürchterlich, ich verlor die Kontrolle und spuckte ihr unabsichtlich das ganze Maulvoll an den Kopf. Sie hatte sehr schöne, dicke und lange dunkle Haare. Ihr „Erfolg“, mich vom objektiv gegebenen Wert des Spinats subjektiv zu überzeugen und mich zu dessen Genuss zu bewegen, bestand danach darin, dass sie einen Teil des Nachmittags mit dem Haarwaschen in der Waschschüssel und dem Trocknen in der Sonne beschäftigt war. Wir hatten damals weder eine Dusche noch einen Haarföhn.

Unvergesslich bleibt mir dazu auch die Reaktion meines Vaters, der zu meiner Linken seinen gewohnten Platz hatte. Während meine mit dem Spinatbrei „verzierte“ Mutter vor Schreck sprachlos dasaß, sagte er in aller Ruhe: „I hab dir's glei gsagt, so was tuat ma net. Zum Essen und Beten soll ma neamd netten.“ Welch ein Balsam für meine Ohren!

Es blieb ihr letzter Versuch.

Als junger Kaplan in Doppl traf ich Jahre später in Linz einen Maturakollegen. Er war inzwischen Arzt in einem Linzer Krankenhaus. Voll Freude über unser Wiedersehen lud er mich zu einem Abendessen in seine Familie ein. Seine Frau und er legten Wert auf eine objektiv gesunde Ernährung und waren subjektiv überzeugt, dass ich darin mit ihnen übereinstimmen würde.

Als seine Frau den Topf mit dem grünen Inhalt auf den Tisch stellte, sagte sie mit einem sehr liebevollen Blick, dass sie hoffe, sie werde mir mit dem gesunden Abendessen eine Freude machen.

Und welche!

Ich zwang mich zu einem freundlichen Lächeln und einem zustimmenden Nicken, einfach weil ich mich nicht blamieren wollte, zu einem Nein zu feig war und ehrlicherweise kein anderes Argument für eine Ablehnung bereit hatte als nur meine subjektive blöde Einbildung. Lächeln und Nicken waren zwar zu diesem Zeitpunkt noch zu 100% geheuchelt, doch schien mir beides – aus ihrer Reaktion zu schließen – bestens gelungen zu sein.

Es blieb mir nun nichts anderes übrig, als die vergebliche Überzeugungsarbeit seitens meiner Mutter, den objektiven Wert des Spinats mit meinem subjektiven Empfinden seiner Abscheulichkeit auf einen Nenner zu bringen, selbst zu übernehmen und sie in Sekundenschnelle zum Erfolg zu führen.

Dass ich dabei mit dem Belügen meiner selbst und mit Unterdrucksetzen scheitern würde, war mir klar. So entschied ich mich, dem störrischen Kind in mir gut zuzureden und die Einbildung durch Bildung zu ersetzen.

Als ich den ersten Löffel voll Spinat zum Mund führte, wusste ich noch nicht, ob es meinem Geist, meinem Willen und meinem liebevollen Umgang mit mir selbst gelungen war, endlich aus dem Gefangensein in den unversöhnlichen Widerspruch von objektiv Gegebenem und subjektiv Empfundenes auszusteigen.

Bis zum Schluss des Abendessens war auch mein Geschmacksinn mit dem Spinat einverstanden, hat zeitlebens nicht nur nicht mehr gegen ihn revoltiert, sondern ihn als sehr bekömmlich zu genießen gelernt.

Vielleicht fragst Du Dich nun, welchen Sinn das haben soll, dass ich Dir meine Spinatgeschichte so ausführlich erzählt habe. Vielleicht eignet sie sich recht gut als Beispiel, wie sich in unendlich vielen Varianten Objektives und Subjektives zu einander verhalten und welche Lektionen wir dabei zu lernen haben – angefangen ab unserem Dasein als Babys bis hinauf in die Gelehrtenzirkel und in die Höhen der Knotenpunkte verschiedener Entscheidungsmacht.

Einige Beobachtungen und nötige Anfragen

Kehren wir zur Instruktion zurück, aber nicht nur zu ihr, sondern zu grundsätzlichen Überlegungen, denn die Instruktion hängt schließlich nicht im neutralen Raum, sondern ist von vielem beeinflusst und hängt von vielem ab. Dabei geht es nun nicht nur um objektiv und subjektiv, sondern auch darum, ob in der Pastoral der Mensch als Objekt oder als Subjekt gesehen und wie daher mit ihm umgegangen wird. Außerdem ist anzusehen, ob in der Pastoral von der Norm, dem Gesetz und dem Recht oder von der konkreten Situation, in der sich ein konkreter Mensch befindet, und vom Menschen selbst ausgegangen wird.

Wenn wir an den Anfang der Jesusbewegung zurückgehen, dann können wir aus den Evangelien auf den ersten Blick ersehen, dass Jesus selbst und danach die Urkirche vor denselben Problemen gestanden sind – z.B. ob sie in erster Linie auf die konkrete Situation konkreter Menschen (als Subjekte) oder auf die bestehenden Gesetze (als objektive Norm) geschaut und entsprechend gehandelt haben. Zweifelsohne bedarf es objektiver Rechtsnormen und Gesetze, doch dürfen dabei das Subjekt, der konkrete Mensch und seine Lebenssituation nicht aus dem Blickfeld verschwinden, sondern müssen Ausgangs- und Zielpunkt bleiben. Letztlich geht es um den Menschen, um die menschenwürdige Gestaltung seiner Lebenssituation, um seinen Lebenssinn und sein Lebensziel.

Die Auseinandersetzungen Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten drehen sich fast durchwegs um diese Frage. Für Saulus galt das Durchsetzen objektiver Rechtsnormen und Gesetze als vorrangig, doch nach seiner Begegnung mit Jesus änderte sich seine Sichtweise um 180 Grad. Das trug maßgeblich zur Entscheidung beim Apostelkonzil in Jerusalem bei (vgl. Apg 15, 1-35), führte ihn in entsprechende Auseinandersetzungen mit Petrus in Antiochien (vgl. Gal 2, 11-21) oder mit den Gefolgsleuten des Jakobus, welche seine Mission in Galatien in Frage stellten (vgl. Brief an die Gemeinde in Galatien).

Je mehr die Kirche wuchs, umso mehr bedurfte sie eines Kirchenrechtes, denn keine Gemein-

schaft kann ohne Rechtsordnung bestehen. Die beiden Hauptprobleme blieben dabei, inwieweit man einerseits die Vorgaben Jesu und andererseits die konkrete Situation und die konkreten Menschen im Blick behielt oder nicht. Darum geht es nach wie vor.

Die Grundfrage in Bezug auf die Instruktion (und generell) lautet daher: Wovon geht man aus und was hat man im Blick?

Geht man wie Jesus von der real gegebenen Situation und den konkreten Menschen aus oder wovon sonst? Wer und was beeinflussen Gesetzgebung und Rechtsordnung?

Dient das Recht dem Menschen, dem Erreichen seines Lebenssinns und Lebensziels oder welchen Interessen sonst?

Bis zum II. Vatikanischen Konzil sah man den Menschen weitgehend als Objekt der Pastoral und nicht als selbst mitgestaltendes Subjekt. Inwieweit verhartet man trotz der Änderung der Sichtweise durch das Konzil immer noch in den alten Vorstellungen?

Ist die Pastoral die Magd des Kirchenrechts?

Geschieht, statt überlebte Normen und Strukturen im Kirchenrecht endlich aufzubrechen und für Neues zu öffnen, das Gegenteil in einer Abwandlung des bekannten „Vorwärts, Kameraden, es geht zurück!“?

Käme es nicht auf die grundsätzliche Orientierung an Jesu Vorstellung von seiner Gemeinschaft und deren konsequente Weiterentwicklung an, statt aus dem kulturellen Umfeld im Laufe der Zeit übernommene Ansichten als Wille Gottes und daher unveränderbar auszugeben und festzuhalten?

Könnte es nicht um eine Verheutigung von manchem gehen, was man bereits in der Urkirche und danach mit Erfolg ausprobiert hat?

Müsste man nicht besonders auf die nicht aufzuhaltenden sozialen Veränderungen im Heute achten und dabei stets ein Gespür für die zu gestaltende Zukunft entwickeln, statt einen „Beitrag zur Selbstzerstörung der Kirche“ zu leisten, wie es der Tübinger Theologe Albert Biesinger bezeichnete?

Wie ich vorhin bereits betont habe, muss man generell und daher auch bei der Instruktion auf das Dahinter und das Dazwischen achten. Zum

Dahinter gehört vieles, zum Beispiel nicht nur die persönliche Einstellung der Verfasser im Vatikan, sondern auch der Druck seitens der unbeweglichen Gruppierungen in der Kirche und deren ständige Urgenz in Rom.

Zum Dahinter gehört auch der sehr unterschiedliche Entwicklungsstand in den einzelnen Teilen der Weltkirche. Das haben die sehr weit auseinandergehenden Reaktionen bei der Aufnahme der Instruktion gezeigt. Bei weitem nicht alle regten sich so auf wie etwa der deutsche Sprachraum. In den östlichen europäischen Ländern gab es Zustimmung, eben weil sie gesellschaftlich und kirchlich andere Voraussetzungen mitbringen und auf einer anderen Stufe der Entwicklung stehen.

Das Dazwischen, also die Beziehung zueinander, der Umgang miteinander und das Dasein füreinander mit dem gemeinsamen Ziel der Erfüllung des Sendungsauftrags Jesu liegt weitgehend im Argen. Von einem aufmerksamen Hören aufeinander, einem ehrlichen Bemühen miteinander in einen Dialog auf Augenhöhe mit offenem Ausgang zu treten, der Bereitschaft dem besten Vorschlag zu folgen, selbst wenn er nicht den eigenen Interessen entspricht, und von noch manch anderen wichtigen Voraussetzungen für ein gedeihliches Dazwischen kann weitgehend keine Rede sein. Nihil novum sub sole – nichts Neues unter der Sonne – kann man sagen. Es lief von Anfang an so, doch gab es immer wieder Durchbrüche zum Gelingen – und an diesen könnte und sollte man sich orientieren.

Inzwischen ist bereits wieder viel Wasser den Tiber und anderer Flüsse hinuntergeflossen, es ist um das Für und Wider gestritten worden und wird weitergestritten werden.

Für Dich und mich bringt es wenig, wenn wir unsere Zeit und Kraft wie Don Quixote im Kampf gegen Windmühlen vergeuden. Wir haben kaum Einfluss auf das, was höherenorts aus was immer für Gründen entschieden wird. Wir können aber sehr wohl vor Ort im Rahmen unserer Möglichkeiten das Unsere beitragen. Dabei gilt es darauf zu achten, das Richtige zu machen, statt es mit Ängstlichkeit jemandem recht machen zu wollen. Dass man sich zum Erhalt der eigenen Vorstellungen und deren Durchsetzung eher Konformisten, Kopfnicker

und Parteigänger sucht als kritische und zum Widerstand fähige selbständig denkende und handelnde Personen, dürfte als ein allgemeines Problem bekannt sein. Diesen geht es dann darum, es eher den Brotgebern oder Beifall klatschenden recht als das Richtige zu machen.

Ich habe den Rundbrief nur deshalb mit einem Blick auf die Instruktion begonnen und mich

dazu weiter ausgebreitet, um einen Kontrast herzustellen zum Titelzitat von Lizz Görgl. Es atmet einen anderen Geist und zeigt, dass es auch anders gehen kann. Das Interview mit ihr erschien drei Tage nach der Instruktion in der Kirchenzeitung der Diözese Linz. Ihre Ausführungen haben mich sehr angesprochen und ich denke, sie sind es wert, dass wir uns ein paar Gedanken dazu machen.

Die Suche nach dem Eigenen

So lautete die Überschrift über das Interview. Nachdem Lizz Görgl 378 Rennen im alpinen Skiweltcup gefahren und mit bald 40 Jahren in etwa in der Lebensmitte angelangt ist, bilden ihr Rückblick und ihr Ausblick keine Stubenweisheiten, sondern praktikable Überlegungen für Entwicklungen zu einem Leben in sinnvollen Beziehungen.

Gleich zu Beginn stellte die Interviewerin an Görgl die Frage, was sie als vielseitig begabte und tätige Frau nicht gut könne. Ihre Antwort erinnerte mich an meine Gymnasialzeit: Sie habe bis vor kurzem immer noch Alpträume gehabt, dass sie die Mathe-Matura noch nicht habe.

Ich lernte mich leicht, doch die höhere Mathematik war und blieb für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Die Grundrechnungsarten habe ich verstanden, aber danach nichts mehr. Da blieb mir nur das Auswendiglernen von Beispielen. Unser Professor P. Johannes hatte mit uns etwa 140 Beispiele als Maturavorbereitung erarbeitet und wir wussten, dass aus diesen für die schriftliche Matura die Aufgaben mit veränderten Angaben und Zahlen gewählt wurden.

Mit dem Auswendiglernen, etwas Glück und gelegentlich mit etwas „Nachhilfe“ durch Notizen unter der Bank hatte ich es in Mathematik trotz mangelnder Begabung im Jahreszeugnis in allen Klassen auf ein Sehr gut oder Gut geschafft. Bei den sechs Schularbeiten während des Schuljahres in der 6. oder 7. Klasse hatte ich die Noten Sehr gut – nicht genügend – sehr gut – nicht genügend – sehr gut – gut. Da fragte mich P. Johannes: „Spielst du Hasard?“ Weil ich wie gesagt die höhere Mathematik nicht zu verstehen vermochte und daher damit

rechnen musste, bei einigem Pech bei der schriftlichen Arbeit einen Pinsch zu schreiben, wählte ich aus Sicherheitsgründen Mathematik auch für die mündliche Matura.

Auf die schriftliche Maturaarbeit bekam ich dann aber ein Sehr gut und P. Johannes – wissend um meine blinden Flecken – seufzte: „Ach warum schreibst du denn ein Sehr gut? Jetzt muss ich dir wenigstens eine schwierige Aufgabe zur mündlichen Prüfung geben.“ Was hätte ich tun sollen? Absichtlich eine Aufgabe verhauen? Und was wäre gewesen, wenn ich die anderen unabsichtlich auch verhaut hätte? Dann wäre der Matura-Abschluss mit Auszeichnung ebenso verhaut gewesen. Das wollte ich auf keinen Fall riskieren.

Bei der mündlichen Prüfung sah ich auf meinem Vorbereitungsblatt eine X-Gleichung und die Berechnung einer ballistischen Kurve. P. Johannes flüsterte mir zu: „Die x-Gleichung kannst Du.“ Dann gab er mir einen kurzen Tipp, wie ich die zweite Aufgabe angehen könnte. Leider verwendete er dazu ein Fremdwort, das ich nicht verstand. So half mir sein Tipp nichts. Ich kam dran und löste die X-Gleichung perfekt und rasch. P. Johannes sagte zum Vorsitzenden: „Diese Aufgabe hat er sehr gut gelöst und jetzt soll er uns noch zeigen, wie er die zweite lösen kann.“

Ein Hoffnungsstrahl – nur zeigen, wie ich sie lösen kann und nicht wirklich lösen.

Ich wusste, dass mir nun auch sämtliche Hilferufe an den Heiligen Geist und eventuelle Mathematik-Schutzpatrone nicht mehr helfen würden. Ich versuchte einen richtigen Anfang, der mir anscheinend auch gelang, stand aber gleich darauf vor der Leere des Nichtverstehens und Nichtwissens. Doch da hörte ich das erlösende Wort von P. Johannes: „Ich denke, es

genügt.“ Er nickte dem Vorsitzenden zu, der nickte zurück und mein Albtraum endete mit einem nicht zu träumen gewagten guten Ausgang.

Wenn ich drandenke, wie es mir ohne P. Johannes bei der nun üblichen Zentralmatura ergangen wäre bzw. ergehen würde? Da beginnen neue Alpträume...

Aus dem Interview greife ich nun ein paar Aussagen heraus, die mir für Dich und mich einen Anstoß zu einem tieferen Nachdenken abgeben können.

Zur Frage, was für sie der Sinn des Lebens sei, antwortet sie unter anderem: *„Ich bin ein Mensch, der viel nachdenkt. Seit ich klein war, hat mich das beschäftigt: Worum geht es eigentlich?“*

Und schon lande ich wieder bei der vorhin angeführten vatikanischen Instruktion und überlege: Es dürfte sich bei deren Verfassern sehr wohl um Menschen handeln, die viel nachdenken. Allerdings lassen ihre Feststellungen und Festlegungen kaum darauf schließen, dass es sich um ein ganzheitliches Nachdenken handelt, wenn die wesentlichen Fragen und Aspekte einer zukunftssträchtigen pastoralen Entwicklung nicht einmal in den Blick kommen, geschweige denn, dass es dazu Wegweisungen gibt. Aus welchem Geist sich ihr Nachdenken speist und in welche Richtung es geht, liegt auf der Hand.

Haben sie sich vor der Abfassung auch seit klein auf mit der Frage beschäftigt, worum es im Leben eigentlich geht? Nachdem es sich nicht nur um gläubige Christen, sondern um geweihte Amtsträger handelt und man daher annehmen darf, dass sie so etwas wie eine Berufung erlebt, Theologie studiert und wenigstens wichtige Teile der Bibel gelesen haben, müsste die Antwort wohl Ja lauten. Lassen allerdings ihre Feststellungen und Festlegungen nicht auch in diesem Fall darauf schließen, dass ebenso wieder der Blick aufs Ganze gefehlt hat und dass sie nur zum Teil oder bisweilen kaum erfasst haben, worum es eigentlich geht?

Es sind keine Verurteilungen, es sind Anfragen und diese müssen wir natürlich zuerst einmal an

uns selbst richten. Sind wir Menschen, die nachdenken? Seit wann und wie intensiv beschäftigt uns die Frage, worum es im Leben eigentlich geht?

„Wir sollten unseren Intellekt kombinieren mit unserem Herzen“, betont Görgl.

Da denke ich an die bekannte weise Bitte des jungen Königs Salomo (1 Kön 3, 5-14), Gott möge ihm ein hörendes Herz geben, und ebenso an das tägliche Hauptgebet jedes Juden (nach Dtn 6, 4-9), das auch Jesus auf die Frage des Schriftgelehrten nach dem wichtigsten Gebot zitiert (Mk 12, 28-34): „Höre, Israel...“ Auch die Bitte des jungen Samuel an Jahwe taucht dazu auf: „Rede, denn dein Diener hört.“ (1 Sam 3, 10) Und wie verhalten wir uns, besonders wenn wir von Gott etwas bekommen wollen? „Höre, Herr, ich rede schon so lange!“

Mit dem intensiven Nachdenken allein kommen wir zwar zu vielem Richtigen und Guten, doch kaum zu der Lösung, auf die es ankommt. Man muss von der menschlichen Wesensmitte ausgehen, vom Herzen und man muss stets auch bereit sein zum Hören – auf die eigene innere Stimme, auf kluge Menschen und auf Gott, der sich im Alltag auf vielfältige Art uns mitteilt.

Habe ich nun einen antirömischen Tick, wenn ich mich frage, inwieweit die Verfasser der Instruktion nicht nur ihren Intellekt eingesetzt, sondern auch ihr Herz und ob sie mit einem hörenden Herzen an die Arbeit gingen? Kann man aus dem Text ihr Hören auf die Basis herauslesen, ihre Empathie und ihr Mitleiden mit den Pfarrgemeinden und den Menschen, die sich um ihre Entwicklung sorgen? Und auch ihr Hören auf das, was Gottes Geist für das Heute und das Morgen der Kirche mitteilt? Papst Franziskus wird schließlich nicht müde, immer wieder Mitgefühl, Zärtlichkeit, Barmherzigkeit und das Hören auf Gottes Geist einzumahnen und hat den abgehobenen Klerikalismus schon oft als Krebsgeschwür der Kirche bezeichnet. Selbstverständlich betrifft das Miteinander von Geist und Herz und das aufmerksame Hören uns alle und daher ergänzt Görgl: *„dann hätten wir eine ganz schöne Gesellschaft.“*

Im Pfingsthirtenbrief der Bischöfe wurde dies deutlich als der Weg in eine „geistvoll erneuerte Normalität“ angesprochen.

Auf die Frage der Interviewerin „Wie geht das?“ lautet ihre Antwort: *„Wir alle haben Potential mitbekommen, aus dem wir unsere Kernkompetenz entwickeln können – wenn wir fleißig sind, unseren eigenen Weg verfolgen und uns nicht irritieren lassen von unserem Umfeld. Oder uns, so gut es geht, mit Menschen umgeben, die wohlwollend sind und uns fördern. Da hatte ich immer großes Glück.“* Ich ermutige Dich dazu, innezuhalten und nachzudenken, wie das bisher in Deinen Leben verlaufen ist, wofür Du dankbar sein kannst und welche neuen Schritte jetzt gefragt sind und zu gehen wären.

Ich zitiere nur kurz aus dem neuen Buch *„Sternschnuppen über dem Heimweg“* von *Monika Nemetschek*, bei der ich als Seminarist an einer Linzer Schule meinen Lehrauftritt absolvieren durfte und mit der mich eine lebenslange Freundschaft verbindet: *„Jetzt, in meinen 87. Lebensjahr, schreibe ich in den nachfolgenden Texten so etwas wie mein Vermächtnis, wobei ich rückblickend erkenne: Alles Fordernde in meinem Leben war stets auch das Fördernde: Jede Enge führte in eine neue Weite.“* (Seite 24)

„Jeder von uns hat eine ganz klare Aufgabe, das Eigene, das wir mitbekommen haben, zu entwickeln und zu entfalten. Alles, was in uns schlummert, zu entdecken und nach außen zu tragen.“

Es ist bezeichnend, dass Lizz Görgl zuvor dankbar betont hat, sie habe hinsichtlich sie fördernder Menschen immer großes Glück gehabt. In dieser Hinsicht kann auch ich nur sehr dankbar auf mein Leben zurückschauen – und auch auf das Leben vieler, die mich an ihrem Glück über solche Menschen und an dem, was dadurch in und mit ihnen wachsen konnte, teilhaben ließen.

Im Laufe der 60 Jahre als Seelsorger und Begleiter vieler Menschen sind mir leider auch viele begegnet, die nicht nur dieses Glück nicht hatten und stattdessen das Unglück sie demütigender und sie in ihrer Entwicklung hemmender Menschen erdulden mussten.

Umso mehr habe ich gestaunt, wie es auch Menschen mit einem solchen Schicksal durch das, was Görgl betont – durch Fleiß, zielbewusstes Gehen des eigenen Weges,

Konsequenz und Widerstandsfähigkeit gegenüber der Umgebung – letztlich doch zu einem erfüllten Leben und darüber hinaus noch zu einer Lichtgestalt für ihre Umgebung bringen konnten.

Im Blick auf die Einschränkungen durch die Coronavirus-Pandemie sagte Lizz Görgl: *„Da habe ich mich schon gefragt: Wie viel brauche ich wirklich?“*

Sie gibt darauf eine Antwort, zu der wir spontan auch selbst leicht kommen und zustimmen. Doch ist unsere moderne Welt inzwischen durch die vielfältige Vernetzung und tausenderlei Abhängigkeiten so komplex und kompliziert geworden, dass man rasch zu einem Ja-Aber kommt und ansteht.

Zu viele – nicht nur Populisten – haben von der Basis bis in die Führungen in der Politik und Wirtschaft, aber auch in den Religionen, also in der gesamten Gesellschaft auch für schwierigste Fragen einfache Lösungen parat. Zu viele wollen bloß Schlagzeilen und zu viele liefern sie. Aber sie verabreichen „Medikamente“ bzw. begnügen sich mit ihnen, ohne deren weitreichende negativen Nebenwirkungen zu beachten, durch die schlussendlich mehr zerstört als positiv verändert wird.

Ich überlege: Soll ich Dir die Problematik nun näher aufbereiten? Das ist in ein paar Absätzen unmöglich und zeitigt mehr Missverständnisse als Durchblicke. Zu vieles ist außerdem ohne gründliche Hintergrundkenntnisse undurchsichtig und in den vielfältigen Folgen nicht abzuschätzen. Ich habe diese Kenntnisse nicht, ich habe lediglich versucht, propagierte Maßnahmen im Kontext und in den Auswirkungen weiterzudenken und mich in jene hineinzusetzen, die zu den Verlierern zählen. Es haben sich aber bereits viele, die über ein entsprechendes Wissen und über Durch- und Weitblick verfügen, gründliche Gedanken gemacht und ich hoffe, Du findest selbst gute Artikel dazu.

Lizz Görgl betont für sich selbst: *„Ich will einen breiten Horizont haben. Ich will neugierig sein.“* Gut, das schaffen wir auch – oder nicht? Und sie verweist mit einem Blick auf ihre Beobachtungen bei ihren beiden kleinen Neffen und das fördernde Verhalten von deren Eltern

auf die Wichtigkeit möglichst umfassender Beweglichkeit und Bewegung.

Aus der Jahrtausende alten menschlichen Erfahrung für ein gelingendes Leben schöpft sie mit einer weiteren Aussage, was vor der Bewegung, vor dem Tätigwerden grundlegend wichtig ist: *„Einfach zur Ruhe kommen. Einen gewissen Zugang zur eigenen inneren Stimme finden. Das habe ich immer praktiziert, es hat mir sehr viel Klarheit und Struktur gegeben, Gelassenheit und viel Dankbarkeit, ein inneres Lächeln.“*

Für jede spirituelle Richtung handelt es sich dabei um eine Selbstverständlichkeit. Es ist gut, dass dies vielfältig auch für den Alltag entdeckt wird.

Wenn Du im Evangelium über Jesu diesbezügliche Gewohnheiten liest, wirst Du sowohl für ihn selbst als auch für die Schulung seiner Jünger bald fündig. Das war für ihn die Grundlage, mit einem leichten Sinn, mit Vertrauen und Gelassenheit unterwegs zu sein. Wäre doch auch etwas für uns – oder nicht?

Im Rückblick auf ihr bisheriges Leben kommt Lizz Görgl zu dem Urteil, dass sie sich alle Träume erfüllen konnte. Damit gehört sie, wenn man sich das Leben der Mehrheit der Menschen anschaut, wohl zu einer Minderheit von Glücklichen. So stellt sie zuvor auch fest: *„Ich bin sehr dankbar, wie es bisher gelaufen ist...“* Auch wenn wir – gleich auf welchem Gebiet – auf keine so erfolgreiche Karriere zurückblicken können, so gilt doch in vielem auch für uns, dass wir allen Grund zur Dankbarkeit haben. Fr. Santhosh sagte bereits oft: *„Ihr lebt hier in einem Paradies und merkt es gar nicht!“* Wäre nicht schlecht, wenn wir uns dessen mehr bewusstwerden, statt auf hohem Niveau unzufrieden zu sein und zu jammern.

„...und ich bin gerade dabei, neue Träume zu entwickeln, zu schauen, was da noch ist“, setzt sie fort.

Genau, das ist eine der wesentlichen Voraussetzungen, körperlich, geistig und seelisch fit zu bleiben und immer wieder fündig zu werden für so vieles, was man bloß zu entdecken braucht, um Zugang zu Lebenssinn und Lebensglück zu finden.

Ich rechne zu den besonderen Geschenken Gottes, die ich erhalten habe, dass ich ab meiner Kindheit immer wieder Menschen begegnet bin, die fähig und willig waren, neue Träume zu entwickeln und zu schauen, was da noch ist. Ich hoffe, dass ich selbst auch auf dieser Linie bleiben kann bis zum Heimgang und dass es mir gelingt, möglichst viele dazu anzustiften.

Kein antirömischer Tick, wenn ich da wieder nicht nur an die Instruktion, sondern an eine leider sehr verbreitete gegebene Grundhaltung in der Kirche von ganz unten bis ganz oben, im persönlichen und im gesamtkirchlichen Verhalten denke: Warum werden so wenig neue Träume und Visionen entwickelt? Warum schaut man so wenig darauf, was da noch ist? Nach Jesu Ansicht liegt das Überwältigende noch vor und nicht schon hinter uns! Das Reich Gottes bleibt ein stets neu auf uns zukommendes! Es ist bis zur Vollendung offen für Überraschungen und neuen Chancen!

Es wäre halt nötig einzusehen und uns zu bemühen: *„Bildung ist entscheidend. Dass wir unser Hirnkastl fördern und fordern, nachdenken, querdenken, hinterfragen, reflektieren, weiterlernen.“*

Dazu hat sie vorher erwähnt, jedem Menschen in der Gesellschaft einen Platz zu geben und ihn zu fördern. Wir wissen wohl aus eigener Erfahrung ab unserer Kindheit, dass Menschen zumindest mehrheitlich für die Gesellschaft einen Beitrag von sich aus leisten wollen, wenn sie in ihrem Dasein und Sosein mit ihren Talenten und Fähigkeiten wahrgenommen, angenommen und wertgeschätzt werden.

Zum Schluss stellt die Interviewerin an Lizz Görgl noch die Frage: *„Was ist das Geheimnis Ihrer Ausstrahlung?“*

In ihrer Antwort verweist sie darauf, dass es darum gehe, echt zu sein, keine Show abzuziehen, das Eigene nach außen zu bringen, wahrzunehmen, inwieweit man nicht sein Selbst lebt, sondern von Kindheit an mitbekommene Prägungen weitergibt, aus der eigenen Mitte heraus zu leben und dass man aus sich heraus handelt. *„Das ist mir oft gut gelungen, dass ich wirklich ich selber war. Und ich glaube, darum geht es. Das spürt man auch. Die Suche nach dem Eigenen hört nie auf.“*

Das Geheimnis der Ausstrahlung!

Fangen wir ganz oben an. Das Entscheidende bei Jesus war das Geheimnis seiner Ausstrahlung, dass er ganz er selbst war und ganz authentisch sprach und handelte. Das Geheimnis der Ausstrahlung aller spirituellen Meister kam und kommt aus derselben Quelle und das Geheimnis der Ausstrahlung unzähliger einfacher Menschen ebenso. Bei Jesus kam in einmaliger Weise sein Einssein mit dem Vater und seine Geisterfüllung dazu. Beides spielt in anderer Weise bei jedem Menschen eine wesentliche Rolle, auch wenn es ihm selbst nicht bewusst ist.

Das Bei-sich-selbst-sein und Aus-sich-selbst-handeln ist allerdings kein Besitz, es ist Gabe und Aufgabe. Es stimmt daher, dass die Suche nach dem Eigenen nie aufhört bzw. nie aufhören darf. Man kann die Ausstrahlung verlieren, wenn man sie als Besitz betrachtet und / oder aufhört, ständig nach dem je Eigenen zu suchen und das innere Feuer am Brennen zu halten, oder wenn man sich aus dem Licht Gottes entfernt und sich von den Mächten der Finsternis verführen lässt.

Das gilt für den Einzelnen und es gilt in anderer Weise ebenso für kleine und große Gemeinschaften. Daher ist zum Beispiel zu fragen: Warum hatten Christen, hatte das Christentum in seiner Anfangszeit eine derartig anziehende Ausstrahlung, dass es ihm gelang, das tausendfach mächtigere Heidentum trotz brutalster Verfolgung zu überwinden? Warum hat die Mehrzahl der Christen, hat das Christentum zumindest in Europa heute seine Ausstrahlung weitgehend verloren?

Spontan fällt mir ein Film ein, der bereits vor etlichen Jahren im Fernsehen zu sehen war. Er handelte von zwei sehr unterschiedlichen Wallfahrten bzw. Wallfahrergruppen. Sie unterschieden sich stark in dem, was man an ihrem Verhalten sehen und aus ihren Worten hören konnte. Daraus war ihre Grundeinstellung erkennbar und besonders ihre sich dadurch ergebende Ausstrahlung.

Die eine Gruppe lebte offensichtlich in der Weite des „Auch-so“ und die andere in der Enge des „Nur-so“.

Bei der ersten hatte vieles Platz und kam vieles zum Zug: Altersmäßig waren von den Kindern bis zu den alten Leuten alle vertreten, traditionelle Frömmigkeit und neuere, stilles Unterwegssein und Verweilen ebenso wie gemeinsames Beten und Singen, Ernst und Fröhlichkeit, man kam ins Gespräch miteinander und beim Jausnen lief der Schmah und es wurde herzlich gelacht.

Bei der zweiten fehlten zum Großteil die jüngeren Jahrgänge, die Atmosphäre war ernst, es gab kaum ein Lächeln, ein Lachen schon gar nicht, auf Fragen beim Interview Einzelner war sehr oft direkt das „Nur-so“ zu hören bzw. die Antwort ließ von Vornherein darüber hinaus keine andere Meinung oder Form zu. Man hatte den Eindruck, dass alle überzeugt waren, dass eine gute Wallfahrt, eine entsprechende Liturgie eben „nur so“ verlaufen könne und dass die Kirche insgesamt „nur so“ die wahre katholische Kirche sei. Einzelne betonten dies mit Nachdruck.

Ich überlasse es Dir zu „erraten“, welche Ausstrahlung von welcher Gruppe ausging und welche Wirkung sie jeweils auf Zuseher, besonders auf bereits der Kirche entfremdete oder gar nie in eine tiefere Beziehung zur Kirche gekommene gehabt haben mag.

Dabei ging es – ohne dass jemand extra darauf verwiesen hätte – letztlich auch um ihr Gottesbild und wie bzw. als wen sie Gott dadurch erscheinen ließen. Dasselbe betrifft das auf diese Weise entstandene Kirchenbild.

Sollten wir uns nicht selbst diese Frage immer wieder stellen, welche Ausstrahlung wir haben und wie wir mit unserem Sein und Sosein – gerade auch mit unserer Glaubenspraxis – auf andere wirken und wir dadurch Gott und unsere Glaubensgemeinschaft erscheinen lassen?

Monika Nemetschek beschreibt in ihrem vorhin bereits erwähnten Buch „Sternschnuppen über dem Heimweg“ ein bewegendes Erlebnis in einer 2. Klasse Volksschule (Seite 75).

Auf die Frage eines Kindes „kann man Gott zeichnen?“ hat sie in ihrer kreativen Art die Kinder in die Mitte von Erkennen und Erfahren geführt, dass Gott die Sonne der Liebe ist.

Wir singen eines unserer Lieblingslieder.

Dann sagt ein Schüler:

„Gelt, Frau Lehrerin, wer in der Sonne der Liebe Gottes lebt, kann andere Menschen wärmen.“

Es ist still in der Klasse, in diesem dichten Miteinander-Glauben und Beten. In die Stille fragt ein Mädchen: „Ob das alle Menschen wissen?“

Ich deute ein Kopfschütteln an.

Darauf sagt ein anderes Kid auf mich zeigend:

„Dann musst du es ihnen sagen!“

Es klingt für mich wie ein Auftrag.

Ich habe verstanden – bis heute.

Sie hat es in ihrem langen Leben unzähligen Menschen gesagt und sie hat es vor allem in vielfältiger Weise glaubwürdig ausgestrahlt.

Niemand kommt ohne ungelebtes Leben davon

Die Überschrift scheint in einem gewissen Gegensatz zu den vorausgehenden Überlegungen zu stehen. Es ist aber wichtig, sich gerade angesichts der vielen uns geschenkten Gaben und anvertrauten Aufgaben, der nachahmenswerten großen menschlichen Ideale, der religiösen Hochziele bis hin zur Heiligkeit, der in der heutigen Gesellschaft bestehenden Optimierungsvorstellungen bis hin zum Top-Model oder einfach zum Status des Erfolgreichen und der damit verbundenen Jagd nach dem besseren und erfüllteren Leben all des Ungelebten bewusst zu werden und zu bleiben.

Martin Tauss zitiert in seinem Artikel („Der unsichtbare Trauergast“ (Die Furche vom 2.7.) unter anderem den Psychoanalytiker Adam Philipps: „Wir teilen unser Leben mit jenen Menschen, die wir nicht geworden sind.“ Und: „Unser gelebtes Leben kann zu einer langwierigen Klage über jenes Leben werden, das wir nicht fähig waren zu leben.“

Dazu stellt er selbst fest: „Auf der Schattenseite der unendlichen Möglichkeiten lauern Burnout und Depression. Die Beziehung zum ungelebten Leben bewusst zu gestalten, ist daher dringlicher denn je. Schließlich muss es kein Quell für Reue und Verbitterung sein. Das ungelebte Leben wird in jedem Fall, so ein häufiges Bild bei Lebensberatern aller Art, als unsichtbarer Trauergast am Grab stehen. Denn so sicher hier niemand lebend rauskommt (Jim Morrison), so kommt niemand ohne ungelebtes Leben davon.“

Ein Rat, den ich sehr vielen sehr oft gab, die mir ihre Selbstvorwürfe über ihr ungelebtes Leben unterbreiteten, lautete: „Den Hätt-i-do(-net), den War-i-do(-net) und den Wann-i-do(-net) lass auf da Stell sterm!“ Sie ändern an der Vergangenheit keinen i-Punkt, kosten bloß

Energie und machen blind und taub für die hier und jetzt, dort und dann neu sich ergebenden Chancen.

Gegenüber den Vorwürfen aus der Umgebung sollte man taub bleiben, denn es handelt sich dabei zuerst einmal um Probleme der die Vorwürfe Erhebenden und man sollte nie die Probleme anderer zu eigenen Problemen machen oder machen lassen. Wer ehrlich daran interessiert ist, einem Fehler aufzuzeigen und einem aus ihnen herauszuhelfen, erhebt keine niedermachenden Vorwürfe.

Es gibt echte Schuldgefühle, die über ehrliche Reue und den Wunsch nach einem Ausstieg aus dem Bisherigen eine Motivation zum Besseren bewirken. Dem ungelebten Leben gegenüber sind echte Schuldgefühle sicher dann am Platz, wenn man bewusst und absichtlich in der Verweigerung dem Leben gegenüber gelebt hat. Es gibt aber auch falsche Schuldgefühle, die bloß demütigen, niedermachen und entmutigen und damit das neue nun Mögliche verbauen, statt es zu eröffnen. Die Suggestion falscher Schuldgefühle ist überdies ein einfaches und sehr häufig verwendetes Manipulationsmittel, um einen Menschen von einem erfüllt gelebten Leben abzuhalten oder auszuschließen. Dies praktizieren leider allzu viele bei sich selbst oder lassen dieses fatale Vorgehen durch andere an sich geschehen. Man sollte daher sehr genau darauf achten, ob es sich um echte oder falsche Schuldgefühle handelt.

Es gibt eine kreative Trauer um das Nichtgelebte, die für das neu zu Lebende öffnet und mobilisiert. Doch die Acedia, die lähmende Traurigkeit oder das passive Nachtrauern wirkt wie ein Kleber am bisher schon Versäumten

und wie eine Barriere, sobald sich an dessen Stelle Neues anbietet.

Das ungelebte Leben sollten wir außerdem nicht pauschal auf der Soll- oder der Verlustseite buchen. Wenn ich in meinem eigenen Leben zurückdenke, waren nicht selten gerade die Leerstellen, das aus irgendwelchen Gründen Nichtgewagte, Nichtgesagte, Nichtgetane später, sobald sich neue Möglichkeiten boten, der Stachel zum Riskieren, zum Mund-aufmachen und Handeln.

Das Nichtergreifen der sich anbietenden Chancen und das damit verursachte spätere Fehlen von manch Einmaligem sollten wir einerseits weder verdrängen noch vergessen und andererseits auch nicht als schwarze Löcher, die unsere Energie fressen, mit-schleppen. Es lässt sich auch aus dem Manko Positives lernen und gewinnen.

Nicht übersehen sollten wir zwei Tatsachen.

Als erste Tatsache, dass wir nie dazu imstande sein werden, alle sich bietenden Chancen zu nützen und alle Hindernisse zu meiden. In der Beschränkung liegt der Meister, sagt man, allerdings nicht in der Beschränktheit! Das rechte Maß halten zu können, gehört zu den Kardinaltugenden, also Herausforderung ja, Überforderung nein und Unterforderung aus Bequemlichkeit auch nein.

Die moderne Gesellschaft bietet eine Unzahl von Möglichkeiten und macht durch ihre Werbung für das Nützen von immer noch mehr dieser Angebote Menschen einerseits zu rast- und ruhelosen Jägern und andererseits zu ständig Gejagten. Unter dem Strich kommt dabei zwar quantitativ ein Mehr an gelebtem Leben heraus, qualitativ und dem eigentlichen Lebenssinn nach aber ein Weniger.

Als zweite Tatsache, dass wir uns daher beim gelebten und nicht gelebten Leben stets auf einer Gratwanderung und in Entscheidungssituationen befinden. Wir haben immer wieder die Qual der Wahl oder die Nötigung der Situation und wissen im Vorhinein oft nicht, was uns und anderen mehr zum Heil dient und für die Zukunft sich als wichtiger und richtiger erweist – das Zugreifen oder das Vorbeigehen lassen.

Die Freiheit zur Entscheidung ist etwas Großartiges, aber andererseits mit vielen Fragezeichen und der Möglichkeit von Fehlentscheidungen verbunden. Die Wahl von A bedeutet meist nicht nur den Verzicht auf B, sondern auf viele weitere Möglichkeiten sowohl in Richtung von Gewinn als auch von Verlust. Im Vorhinein kann man oft nicht mit Sicherheit feststellen, ob man wegen des gewählten gelebten Lebens tatsächlich den besseren Teil gewählt oder ein eigentlich wertvolleres, aber durch die Wahl ungelebtes Leben zu verzeichnen hat.

Nicht zufällig wird daher der Gelassenheit und der Geduld ein besonderer Wert zugesprochen. Wer sich um beide bemüht, kann letzten Endes eher zu einem reichen gelebten Leben kommen und hat weniger einem ungelebten nachzutrauern.

Spontan fallen mir dazu zwei Mahnungen meines Vaters ein, wenn ich mich kindisch verhielt oder in jugendlichem Ungestüm Grenzen nicht wahrhaben wollte: „Franz, man soll nie etwas erzwingen wollen“ und: „Man muss alles erwarten können.“

Beides führt nicht zu einem Weniger an gelebtem Leben und einem Mehr an ungelebtem, obwohl es auf den ersten Blick so ausschauen mag, sondern gerade zum Gegenteil.

Man wird zum Beispiel auf jeden Fall in mehrfacher Weise zu einem Weniger an gelebtem Leben kommen, wenn man einem Menschen gegen seine Einstellung etwas aufzwingt. Man wird zu einem Mehr an gelebten Leben kommen, wenn man gelassen bleibt und warten kann, bis er über einen Lernprozess zu seiner eigenen Zustimmung gefunden hat.

Wenn man sich beherrschen, momentane Sehnsüchte und Begierden im Zaum halten und Früchte (als Bild für vieles) ausreifen lassen kann, wird dies eindeutig mehr an Genuss ergeben, als wenn man sie unreif verschlingen muss, weil man ihr Reifwerden nicht erwarten kann.

Das ungelebte Leben wird auf jeden Fall als unsichtbarer Trauergast am Grab jedes Menschen stehen.

Doch steht das ungelebte Leben nur als Trauergast am Grab?

Das Ungelebte muss nicht automatisch zu betauern sein und das Gelebte ebenso wenig nur zu beglückwünschen.

Es gilt sehr wohl eine Aussage von Viktor Frankl: „Glück ist, was einem im Leben erspart geblieben ist.“ Es gibt vieles, von dem man froh sein darf, wenn man es nie zu leben hatte, nie leben musste, wenn einem das Schicksal gnädig war oder wenn man aus sonst irgendeinem Grund nicht hineingezogen wurde oder nicht darauf eingestiegen ist. Dabei wundert man sich, dass ausgerechnet Viktor Frankl, der selbst das Grauen des KZ erlebt und dessen gesamte Familie im KZ ermordet worden war, eine solche Aussage machte.

Es zeugt von seinem Tiefblick und seiner Weitsicht, dass er dennoch klar zu erkennen und zu benennen vermochte, was aufs Ganze gesehen untern Strich als Unglück und Glück herauskommt.

So steht nämlich tatsächlich neben dem Trauergast des ungelebten Lebens auch noch der Gast des Lebens, das einem erspart geblieben ist, am Grab. Vielleicht lächelnd, weil man sich schließlich vom ungelebten Leben so manches sehr zu leben gewünscht hätte, grantig war, weil es nicht gelang und zum Schluss einsehen darf, wie viel einem dadurch, dass es nicht zustande kam, erspart geblieben ist.

Im Laufe meines Lebens bin ich oft am Grab eines Menschen gestanden. Ich habe unzählige Grabansprachen gehört und selbst versucht, zu Begräbnissen in der Predigt Wesentliches anzusprechen.

Du kennst vielleicht die bekannte Festlegung für Ansprachen bei Begräbnissen: De mortuis nihil nisi bene. Das wird gewöhnlich übersetzt mit: Über Verstorbene soll man nichts außer Gutes sprechen.

Ich habe zwar am Gymnasium Latein gelernt und in Latein maturiert, bin aber kein Fachmann für die lateinische Sprache. Wenn man das Gute im Blick hat, müsste es dem Sprachgefühl nach mit dieser Übersetzung in Latein aber eher heißen: nihil nisi bonum (= nichts außer Gutes), während nihil nisi bene bedeutet: nichts als nur gut, nur auf gute Weise. Wobei „nur auf gute Weise“ einschließt, dass man mit Achtung,

Wertschätzung, Großherzigkeit, Nachsicht, Rücksichtnahme, Liebe, nicht verurteilend, aber auch nicht schönfärbend und Süßholz rasplend, sondern der Wahrhaftigkeit verpflichtet spricht, dass also das Leben brutto und damit mit seinen Licht- und Schattenseiten und nicht bloß netto allein auf das Gute bezogen Revue passieren darf.

Für mich war diese Unterscheidung seit meiner Kaplanzeit der Grund, warum ich mich bemühte, Nachruf und Predigt stets auseinanderzuhalten und außerdem den Nachruf so oft wie möglich jemandem aus der Verwandtschaft oder aus dem Freundes- und Bekanntenkreis überließ.

So blieb mir die Freiheit, die Predigt dem Wesentlichen und ihrem eigentlichen Sinn, der Verkündigung vorzubehalten, nur den einen oder anderen wesentlichen Punkt aus dem Leben des / der Verstorbenen herauszugreifen und als für alle überlegenswerte Gedanken dazu mitzugeben. Der Nachruf bezieht sich auf die Verstorbenen, doch die Predigt ist für die noch Lebenden, denn den Verstorbenen gebührt ein ehrendes Gedenken, aber Predigt brauchen sie keine mehr. Diese gilt den Hinterbliebenen und den Teilnehmenden am Gottesdienst als Trost, Ermutigung, Bestärkung. Bestätigung oder Korrektur, also als Hilfe zur Lösung der anstehenden Probleme und um ihre Lektion im Blick auf das eigene Leben und Sterben zu lernen.

Ein bewegender Bericht – keine erfundene Geschichte – zu diesem Thema, der bereits längere Zeit zurückliegt, ist mir in lebendiger Erinnerung geblieben.

Ein allseits bekannter und geschätzter Mittfünfziger war plötzlich gestorben. Er hatte sich in der Gemeindepolitik, in den Vereinen und in der Pfarre vielseitig engagiert und hinterließ daher eine schmerzende Lücke. Selbstverständlich wurden seine umfangreichen Tätigkeiten und Verdienste durch den Pfarrer, den Bürgermeister und weitere Redner entsprechend gewürdigt. Der Ehefrau und den Kindern wurden Mitgefühl und Anteilnahme ausgesprochen. Alles schien wie üblich seinen gewohnten Gang zu nehmen. Doch als der letzte Redner geendet hatte, erhob sich der älteste

Sohn des Verstorbenen und trat zum Ambo. Man erwartete sich einen Dank oder Ähnliches, aber es kam anders.

Alle Redner vor ihm hatten das in vielem bewundernswert und dankenswert gelebte Leben des Verstorbenen hervorgehoben. Sein Sohn anerkannte und bestätigte alles, was sie gesagt hatten, fuhr danach aber in etwa so fort: „Es stimmt, das war unser Vater, so hat er gelebt und er hat all das in einem unermüdlichen Einsatz geleistet. Doch es sei mir erlaubt, in meinem Namen und im Namen meiner Geschwister und unserer Mutter auch das nicht gelebte Leben meines Vaters zu erwähnen. Dazu gehört all das, was wir uns von ihm gewünscht hätten, worauf wir aber als Familie wegen seiner umfangreichen ehrenamtlichen Beschäftigungen verzichten mussten...“ Danach schilderte er, wie sehr sie ihn geliebt und welche Sehnsucht sie gehabt hätten, mit ihm ein gemeinsames Leben zu leben, doch er sei meistens anderweitig voll in Anspruch genommen gewesen. Sie hätten es allen vergönnt, um die er sich umgesehen und für die er sich engagiert hatte, wären aber einfach oft

nur über das Leben, das er nicht lebte und welches sie nicht mit ihm leben konnten, traurig gewesen. Es blieb so vieles ungelebt.

Sein plötzlicher frühzeitiger Tod ließ sie nun in doppelter Weise trauernd zurück, mit Trauer, dass sein ungemein erfülltes gelebtes Leben geendet hatte, und mit einer teils noch tieferen Trauer, dass es nun nie mehr möglich sein würde, mit ihm doch noch einmal das so ersehnte ungelebte Leben zu leben.

Der Sohn hat den Mut aufgebracht, sich nicht von den Fesseln fragwürdiger gesellschaftlicher Gepflogenheiten in Halbwahrheiten einsperren zu lassen. Er hat zwar auf das fehlende Bonum im Leben seines Vaters hingewiesen, doch im Vollsinn „bene“ über ihn gesprochen und dabei der Wahrheit eine Bahn geschaffen, die für eine ehrliche Würdigung und Trauer unerlässlich bleibt. Er hat außerdem allen eine Tür geöffnet, aus dem gelebten und aus dem ungelebten Leben des Verstorbenen die Lektion für ihr eigenes Leben zu lernen. Nur so sind notwendige (= die verborgene Notwendende) gesellschaftliche Veränderungen möglich.

Unsinn muss benannt und überwunden werden.

Es ist unglaublich, was Menschen seit jeher eingefallen ist und ihnen trotz allen Bildungsfortschritts immer noch einfällt, wenn sie gründlich genug verunsichert werden. Da konnte und kann ein Unsinn noch so haarsträubend sein, er findet seine Gläubigen und Verbreiter. Die modernen Angebote zur Kommunikation ermöglichen es, dass sich persönlicher oder lokaler Unsinn im Nu global ausbreiten können.

Das Unheil entwickelt sich ähnlich ansteckend wie auf der biologischen Ebene dann eben auf der sozialen, der politischen, religiösen oder sonstigen Ebene bis zur Epidemie und Pandemie. Es gibt also nicht nur biologische Viren, sondern vergleichsweise auch geistige bzw. ungeistige, durch welche sich die Dummheit und der Unsinn in ähnlicher Weise ausbreiten wie eine Krankheit. Nur dass man bisher gegen ziemlich alle biologischen Viren Medikamente gefunden hat, um ihre verderblichen Wirkungen einzuschränken, doch bei der Dummheit gibt es leider noch keine, denn gegen

diese kämpfen, wie man sagt, selbst die Götter vergeblich.

Vor etlichen Jahren habe ich bereits einmal im Rundbrief die ausgezeichnete Darlegung zur Dummheit von Dietrich Bonhoeffer meinen Leserinnen und Lesern vorgelegt.

Weil derzeit das Dummheits-Virus wieder besonders aktiv ist, wäre es angebracht, sich nochmals damit zu beschäftigen in der Hoffnung, dass die Aussagen Bonhoeffers dazu hilfreich sind, gewisse gegenwärtig zirkulierende Behauptungen leichter als Unsinn durchschauen zu können.

Es ist wichtig, dass möglichst viele dazu imstande sind und auch genug Zivilcourage aufbringen, Dummheit zu entlarven und Unsinn offen zu benennen. Es ist sehr wohl jede und jeder mitverantwortlich dafür, was sich in der Welt verbreitet und wie Menschen dadurch beeinflusst werden. Du findest den Text von Dietrich Bonhoeffer im Internet unter Dietrich Bonhoeffer – Von der Dummheit.

Dummheit muss wie gesagt entlarvt und Unsinn muss benannt werden. Wir stehen bei Dummen und ihrer Dummheit allerdings vor einem Problem, denn es verhält sich leider so, wie Bonhoeffer feststellt: „Gegen die Dummheit sind wir wehrlos... Daher ist dem Dummen gegenüber mehr Vorsicht geboten als gegenüber dem Bösen. Niemals werden wir mehr versuchen, den Dummen durch Gründe zu überzeugen; es ist sinnlos und gefährlich.“

Also die Dummheit bestehen, sich verbreiten und die Dummen gewähren lassen?

Bonhoeffer hat damit Recht, dass es sinnlos und gefährlich ist, Dumme durch Begründungen, die einige menschliche Grundfähigkeiten voraussetzen, überzeugen zu wollen. Dumme sind aufgrund ihrer Dummheit nicht dazu imstande, sachliche Begründungen zu verstehen. Man wird mit dem Bemühen bloß die Begründungen der Verzerrung und dem In-den-Dreck-gezogen-werden preisgeben und die Aggressionen der Dummen auslösen.

Jesus gebrauchte den Vergleich mit Schweinen: „Werft eure Perlen nicht den Schweinen vor, denn sie könnten sie mit ihren Füßen zertreten und euch zerreißen.“ (Mt 7,6) Schweine sind von sich aus nur zum Fressen fähig und nicht zum Erkennen und Wertschätzen von Wahrem und Gutem. Deshalb sind sie nicht böse, sondern aufgrund ihres Seins und Soseins eben dazu unfähig.

Man braucht sich bloß anzuschauen, was sich etwa sofort in den „sozialen“ Medien ereignet,

wenn jemand gegen dumme Äußerungen von dummen Leuten mit Niveau argumentiert.

Doch muss man unbedingt versuchen, Dummheiten zu entlarven, um deren Verbreitung einzudämmen. Schließlich ist niemand davor gefeit, Dummheiten auf den Leim zu gehen. Wenn Intelligenz eine Garantie dafür wäre, Dummheiten nicht auf den Leim zu gehen, wären nicht Millionen intellektuell gut oder sogar hoch begabte Menschen auf Hitlers Propaganda hineingefallen und würden sich heute nicht ebenso Millionen von ihnen unter den Wählern und im Gefolge von Populisten finden. Es ist eben leider nicht selbstverständlich, dass gescheite Leute Dummheiten gleich durchschauen.

Wenn Du die Bibel aufschlägst, begegnest Du unzähligen Schilderungen, welche mit dummen Leuten, deren Dummheit und den daraus entstehenden Folgen zu tun haben, aber auch wie sich Gott und die von ihm Berufenen, etwa die Propheten dem gegenüber verhalten.

Zuletzt noch ein Zitat aus dem Artikel von Bonhoeffer: „Die Macht der einen braucht die Dummheit der anderen.“ Stimmt, so läuft es. Bonhoeffer selbst hat sich aber – wie auch viele andere – diesem Umstand nicht einfach schulterzuckend ergeben, sondern das ihm Mögliche entgegengesetzt.

Es macht Sinn, Herausforderungen mit Zuversicht anzugehen

„Gegen Corona werden wir einen Impfstoff finden, aber gegen die Klimakrise, die Migrationskrise, die Hungerkrise gibt es keine Impfung. Wir sind der Impfstoff gegen diese Krisen.“ Soweit ein Zitat von Othmar Karas, Vizepräsident des Europäischen Parlaments (Die Furche vom 13.8.).

Man kann diese globalen Krisen vollinhaltlich um eine Reihe weiterer ergänzen, auch um jene, die uns als Christen betreffen – die Kirchenkrise, die Nachwuchskrise in kirchlichen Diensten, die Glaubenskrise, die Gotteskrise und so manche weitere. Auch gegen all diese Krisen wird es nie eine Impfung geben, denn für

sie alle können nur wir selbst der nötige „Impfstoff“ sein.

Dass die auf die Menschheit zukommenden Herausforderungen von Tag zu Tag zunehmen, braucht wohl nicht näher begründet und bewiesen zu werden, sie sind ohnehin unübersehbar.

Auch für die Kirche bzw. alle christlichen Kirchen und Gemeinschaften sind sie unübersehbar – und das nicht erst seit Neuestem, sondern schon lange.

Dass es sich bei deren Wahrnehmen und Angehen ebenso verhält wie überall, braucht nicht zu verwundern. Denn Gewohnheiten sind

bekanntlich allgemein ein eisernes Hemd, Einbildungen ergeben die neunte Seligkeit, in ein gelingendes Miteinander führende Ideale werden aus verschiedenen Gründen zu ausschließenden Ideologien, die mühsame Suche und Annäherung an die Wahrheit weicht dem Wahn von deren Besitz, Systeme etablieren sich zum Selbstzweck und neigen zur Verkrustung, der eigene Machterhalt ist den je Mächtigen wichtiger als die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben, das Abschieben der Verantwortung auf andere gehört zum Erhalt der eigenen Bequemlichkeit und schuld an dem, was dabei herauskommt, sind immer die anderen...

Das alles ist zur Genüge bekannt.

Es ginge allerdings auch anders. Die Vision von diesem Andersgehen begann Jesus mit zwei Voraussetzungen: metanoete (ändert eure Sichtweisen) und pisteuete (setzt euer ganzes Vertrauen) en to euangelio (in die gute Nachricht), die da lautet: Gott ist ein bedingungslos liebender Abba, der niemanden von seiner Liebe ausschließt, was gleichermaßen die maßgebliche Zusage und Herausforderung für jeden Menschen und für die Menschheit bedeutet.

Die Vision Jesu lässt sich verwirklichen, wurde seither auf verschiedenste Weise bereits mit oft staunenswerten Ergebnissen verwirklicht und lässt sich stets neu in immer neuen Formen verwirklichen – vom einzelnen Menschen, der sich darauf einlässt, und von ganzen Gemeinschaften.

Dadurch gibt es einen Ausstieg aus dem gewohnten Korsett der Gewohnheit, des „Das-war-schon-immer-so“ und des „Es-wird-immer-so-bleiben“ in die Freiheit der Kinder Gottes, aus den Einbildungen in einen die Lebenswirklichkeit ganzheitlich erfassenden und prägenden Glauben, in ein weitherziges Umsetzen der Ideale und ein Gelten-lassen vielfältiger persönlicher Verwirklichungen, in ein Offensein für neue Fragestellungen und

einen gelassenen Umgang mit anderen Sichtweisen, in eine unbefangene Bereitschaft zur ständigen Reform bestehender Systeme und Strukturen, in einen das Ganze beachtenden Machtgebrauch im Sinn von verliehener Vollmacht, sowie in die Übernahme der persönlichen Verantwortung, den eigenen engagierten Einsatz und das selbstverständliche Zugeben von Fehlern inklusive der Bitte um Vergebung und des eigenen Vergebens gegenüber anderen.

Es ist keine Utopie, weil das alles wie bereits betont in bald 2000 Jahren x-mal in großer Vielfalt bereits verwirklicht wurde.

Es blieb andererseits tatsächlich vielfach eine Utopie, weil bei weitem nicht einmal jene darauf eingestiegen sind, die für sich christliche Rechtgläubigkeit, Wahrheitsbesitz und Alleinvertretung der richtigen Erfüllung des Evangeliums Jesu in Anspruch genommen haben und nehmen.

Aus beiden Gründen, wegen der bereits geschehenen und der nicht geschehenen Verwirklichung, macht es Sinn, die Herausforderungen mit Zuversicht anzugehen – persönlich und gemeinsam.

Im Hinterkopf könnten wir Gleichnisse Jesu behalten, etwa jene von der kleinen Menge an Sauerteig, der letztlich das gesamte Mehl durchsäuert und die Vorbedingung für gutes Brot erfüllt, oder vom bisschen Salz in den Speisen, das dem Ganzen den Geschmack verleiht, oder vom kleinen Senfkorn, aus dem wesentlich Größeres erwächst, als zu Beginn vorhanden ist.

Spontan fällt mir im Augenblick eine ganze Reihe von Menschen ein, welche sich in meinem Umfeld darauf eingelassen haben. Sehr viel Gutes ist daraus auf oft unerwartete und staunenswerte Weise erwachsen. Sie sind die ihnen gestellten Herausforderungen mit Zuversicht angegangen. Die Saat ist aufgegangen und hat reiche Frucht gebracht. Gepriesen sei der Herr! Mein Dank an sie alle!

Wenn Unrecht zu Recht wird, ist Widerstand angesagt

Diese Aussage von Bertolt Brecht geht mir nicht erst heute im Kopf um. Sie war auch in der umgekehrten Form, wenn Recht zu Unrecht

wird, verständlicherweise bereits in meiner Kindheit in einer Zeit allgegenwärtigen Unrechts als Recht und Rechts als Unrecht

aktuell. Fragen ergaben sich danach auch, warum sich allzu viele offensichtlich keine Gedanken zu diesen Vorgängen gemacht oder sich mit der Berufung auf den Fahneid oder die angebliche Pflichterfüllung über die Eigenverantwortung und die Widerstandspflicht hinweggeschwindelt hatten.

In Erinnerung geblieben ist mir die Antwort eines dem Tod nahen Mannes, dem ich als junger Kaplan bei einem Versehngang im Krankenhaus den Rat gab, er möge alles Belastende aus seiner Kriegszeit in der Beichte Gottes Barmherzigkeit anheimgeben und es nicht in die Ewigkeit hinüber mitnehmen.

Er lehnte mit der Begründung ab: „Ich habe immer nur meine Pflicht erfüllt.“

Sein Gesichtsausdruck ließ darauf schließen, dass er daran nicht rütteln wollte.

Ich fragte ihn dennoch, ob er etwa als Sanitäter gedient habe, weil er sich so sicher war, sich an nichts Unrechtem beteiligt zu haben.

Er verneinte und nannte eine Panzereinheit im Osten. Das war eindeutig ein aktives Mittun bei einem völkerrechtswidrigen Angriffs- und Vernichtungskrieg und eine als Christ vor Gott nicht zu rechtfertigende Beteiligung an unübersehbar Unrecht gegenüber unschuldigen Menschen.

Auf meine weitere Frage, ob sie sich denn nichts dabei gedacht hätten bei ihren Angriffen auf noch bewohnte Dörfer usw.

Seine Antwort lautete mit einem Gesichtsausdruck, der Nachdenklichkeit, Erkenntnis und auch Eingeständnis zeigte: „Nein, denn wenn wir uns etwas gedacht hätten, dann hätten wir durchgedreht!“

„Stimmt, jetzt haben Sie die Wahrheit gesagt.“
Wenn sie sich ernstlich etwas gedacht hätten...
Es gab sie, die sich trotz der mehrfachen Gefährlichkeit eigenen Denkens etwas gedacht haben.

Ich habe mehrmals welche kennen gelernt. Sie haben meist jene, die sich nichts dachten, nicht verurteilt, sondern es als besondere Gnade aufgefasst, dass ihnen die Erkenntnis geschenkt wurde und sie den Krieg überstehen konnten, ohne in eine ausweglose Lage zu kommen.

Verschiedene Erlebnisse trugen dazu bei, mich sowohl im gesellschaftlichen als auch im

kirchlichen Bereich mit dem Thema Unrecht > Recht und Recht > Unrecht zu beschäftigen. Wahrscheinlich spielten dazu auch die vielen sehr schlimmen Unrechtserfahrungen meiner Eltern in deren Kindheit und Jugend eine Rolle.

Wir leben heute Gott sei Dank nicht mehr in Zeiten wie jenen. Aber auch in Zeiten wie diesen, in denen in verschiedenen und bisweilen recht fragwürdigen Zusammenhängen immer wieder auf den Rechtsstaat und das unbedingt erforderliche Einhalten der Gesetze gepocht wird, müssen wir hellhörig bleiben.

Wenn man sich die verschiedenen Hintergründe und eigentlichen Absichten dazu genauer anschaut, wird man rasch fündig, dass es zu oft gar nicht um Rechtsstaat und genaues Einhalten von Gesetzen geht, sondern diesbezügliche Forderungen wenigstens zum Teil bloß als Vorwand für anderweitige Interessen, z.B. die eigene Klientel befriedigende, wahltaktische oder machtbezogene dienen. Dazu werden sogar anderweitig groß hervorgehobene Parteiprogramme und Gesinnungskundgebungen geflissentlich ausgeblendet.

Im kirchlichen Bereich erleben wir nicht weniger das Pochen auf das geltende Kirchenrecht. Wenn Reformprozesse angestoßen werden, wie etwa der gegenwärtige synodale Weg in Deutschland oder die Strukturreform in unserer Diözese, heißt es meist vorsorglich in Richtung bestimmter Gruppen und vor allem Rom gegenüber, dass dies alles selbstverständlich nur im Rahmen des geltenden Kirchenrechtes stattfindet. Man weiß zu gut, dass man ansonsten sofort von diesen Gruppen in Rom angeschwärzt wird oder Rom von vornherein alles abdreht. Die neuesten römischen Leitlinien in diese Richtung haben dies wieder überdeutlich gezeigt.

Es werden dabei nicht anders als in der Politik geflissentlich die eigentlichen Interessen verschleiert und es wird ausgeblendet, wann, warum, wozu, in welchem Zusammenhang und wie dieses Recht entstanden ist, welchem Sinn es zu erfüllen und welchem Ziel es mit Blick auf Jesus und sein Evangelium zu dienen hätte.

Weder staatliches noch kirchliches einmal verfasstes und beschlossenes Recht und auch

nicht Gewohnheitsrecht war und ist eine nicht zu hinterfragende Letztinstanz für anstehende Entscheidungen. Es sind stets die allgemein, immer und überall gültigen Voraussetzungen und die Beziehung zu anderen wesentlichen Werten zu berücksichtigen.

Ansonsten kommt es dazu, was bereits die alten Römer wussten, dass *summum jus zur summa injuria* werden kann, also das höchste Recht zum höchsten Unrecht oder man nicht merkt, wie Unrecht zu Recht wird.

Wenn das außer Acht gelassen und es dennoch so hingestellt wird, dass jeweiliges Recht und Gesetz unter allen Umständen gelten, einzuhalten sind und der unbedingt nötige Bezug zu entscheidenden Voraussetzungen untergeht, erinnert mich das an eine Szene bei Exerzitien für Ordensschwestern in deren Kloster.

Um einen Nach- und Umdenkprozess anzustoßen, stellte ich die provokante Frage, was für das Ordensleben das Wichtigste wäre. Prompt kam von einer älteren Schwester als Antwort, was ich aus langer Erfahrung nicht anders erwartet hatte: „Der Gehorsam.“

Ich versuchte den Schwestern daraufhin begreiflich zu machen, dass wie auch sonst im Leben vor dem Gehorsam der Ordensregel oder anderen gesetzlichen Bestimmungen des Ordens gegenüber immer die allgemein gültige Frage zu stellen ist, ob das Verlangte der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit, der Treue zu Gottes Willen und weiteren unbedingten Voraussetzungen entspricht. Wenn nein, dann handelt es sich in die jeweilige Richtung um Unrecht und es ist daher nicht zu gehorchen, sondern passiver oder aktiver Widerstand zu leisten.

Der Gesichtsausdruck einzelner Schwestern ging zwischen Empörung und Aufatmen weit auseinander und war filmreif.

Nach der Pause lag ein Zettel auf meinem Vortragstisch. Auf diesen hatte eine Schwester geschrieben: „Und der Gehorsam ist doch das Wichtigste!“

Ich denke, man darf einen Menschen nicht verurteilen, wenn er um des Gehorsams willen sein gesamtes persönliches Leben nur in Bruchstücken oder nicht zu leben gewagt oder

es in einer sehr fragwürdigen Opfergesinnung dargebracht hat. Sowohl gesellschaftlich als auch religiös hat man nicht selten wie naturgegeben oder gottgewollt den Gehorsam hochgelobt und den Widerstand abgewertet oder als Sünde gebrandmarkt. Darin waren und sind sich alle autoritären und bevormundenden Systeme ab dem Familienclan einig.

Im hohen Alter zu erkennen, dass dies offensichtlich nicht Gottes Berufung oder Weisung, sondern menschliches Diktat war, das in Verbindung mit einer fragwürdigen Vorstellung von Gehorsam vieles verhinderte, was man von Gott als Talent und Charisma zur Entwicklung mitbekommen hat, kann sehr schmerzlich sein. Dies gilt selbstverständlich nicht nur in Bezug auf ein Leben in einem Orden, sondern generell für jeden Menschen. Gar nicht so selten erleben wir Ähnliches, wenn jemand in Pension geht und endlich selbstbestimmt leben darf, oder wenn in einer Ehe oder Familie dasjenige Mitglied stirbt, das bisher alles dominiert und die Selbstwerdung anderer unterdrückt hat.

Leider wurden Begriffe wie Selbstverwirklichung oder Autonomie ideologisch oder zeitgeistig vielfach so vereinnahmt, dass man damit in Vorstellungen der gegenteiligen und ebenso verkehrten Richtung hineinfällt, in die ICH-AG auf Kosten anderer, in Selbstherrlichkeit und in anarchische Zustände.

Wir alle stehen nicht wie ein rundum unbehinderter und frei sich entfaltender Baum inmitten einer weiten offenen Fläche, sondern sozusagen durch unser Umfeld mitten im Wald. Dieses Umfeld bestimmt ab unserer Geburt bis zu unserem Tod mehr oder weniger maßgeblich mit, was wir aus unserem Leben machen und wie wir unser Leben gestalten können oder nicht.

Wir sollten daher immer sehr vorsichtig sein, wenn wir uns mit anderen wertend vergleichen. Die Bedingungen zur Selbstentfaltung auf der Basis der ihm von Gott verliehenen Gaben und gestellten Aufgaben sind für jeden Menschen anders.

Wenn Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht – und ebenso wenn Recht zu Unrecht

wird. Ich habe über das direkt damit Verbundene etwas hinausgegriffen – nur etwas, denn es reicht noch viel weiter. Wichtig wäre dabei, stets bei sich selbst anzufangen und nicht ganz oben, also dort, wo wir selbst in unserer kleinen Alltagswelt uns nicht anders verhalten wie es sich in Institutionen etc. oft abspielt. Ich denke, dass wir bei einiger Einsicht und Ehrlichkeit rasch fündig werden. Es wäre sehr wichtig, dass wir hier mit der Korrektur anfangen, denn solange sich auf dieser Ebene nichts zum Besseren ändert, wird sich auf höherer Ebene auch kaum etwas ändern. Kinderstube und Amtsstube sind und bleiben sich recht nahe und die Verhaltensgrundlinien

bleiben sich ab der Kindheit bis ins Alter weithin gleich.

Mit meinem Rundbrief kann ich nur einen Bruchteil jener Menschen erreichen, mit denen ich in meinem Leben zu tun hatte bzw. die mit mir zu tun hatten und denen gegenüber ich es selbst daran fehlen ließ, mich in meinem eigenen Verhalten hinsichtlich Recht / Unrecht bzw. Unrecht / Recht zu korrigieren oder ihnen in ihrem Widerstand gegen Unrecht in der mir möglichen Weise beizustehen. Jene unter meinen Leserinnen und Lesern, die es in irgendeiner Weise betrifft, bitte ich um Nachsicht und Vergebung.

Was wäre gewesen, wenn... bzw. wenn nicht...?

Die heurige spirituelle Wanderwoche Ende September in Schladming begann mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der Wallfahrtskirche „Maria im Schatten“ in Lauffen. Dorthin pilgerten in vergangenen Jahrhunderten besonders Mütter, deren Kinder in die Fraisen fielen, ein früher nicht selten tödlich endender Krampfanfall von Babys meist in den ersten Lebenswochen. Meine Mutter erzählte mir oft von dem für sie traumatischen Erlebnis, als ich in die Fraisen fiel. Sie habe sich in ihrer Angst nicht zu helfen gewusst, doch zufällig sei mein Vater gerade daheim und nicht im Schichtdienst gewesen. Er habe mich gepackt, sei mit mir ins Freie gelaufen und habe mich so behutsam wie möglich so fest und so lange geschüttelt, bis sich der Krampfanfall wieder gelöst habe.

In meinem weiteren Leben gab es eine ganze Reihe weiter wesentlicher „Zufälle“, dass ich am Leben blieb und bei denen sich fast immer die Frage ergab: Was wäre gewesen, wenn... bzw. wenn nicht...?

Meine Eltern sahen über die glücklichen lebensrettenden Umstände hinaus und so fuhren wir mit dem Fahrrad oder mit dem Zug zu einem nahegelegenen Marienwallfahrtsort, nach Maria Puchheim, um Gott und Maria zu danken und um ihren weiteren Schutz zu bitten. Oft war es augenfällig, dass bei einem Ereignis mehr dazu beitrug, dass es gut ausging, als bloß der Zufall oder der eine und andere günstige Umstand.

Das wird wohl auch für die Menschen in Lauffen so gewesen sein, dass sie vom Unheil verschont blieben. „Maria im Schatten“ war bereits im 14. Jahrhundert ein gern aufgesuchter Gnadenort. Es kann uns gerade jetzt während der Coronavirus-Pandemie ein Hinweis sein. Im Kirchenführer ist zur Wallfahrt zu lesen: „Damals wie heute brachten die Menschen ihre Sorgen und Anliegen Gott und der Mutter Gottes vor. Während der Zeit des Protestantismus kam sie jedoch ganz ab. 1634 trat zum zweiten Mal die Pest in der Umgebung von Lauffen auf. Doch die Bewohner des Marktes empfahlen sich diesmal dem Schutz der göttlichen Mutter und riefen Tag und Nacht die Barmherzigkeit Gottes an, so berichtet das alte Denkbuch der Pfarre. Lauffen blieb von dieser Heimsuchung verschont, obwohl ringsum die Seuche herrschte. Die augenscheinliche Hilfe, die den Markt vor diesem Übel bewahrt hatte, ermunterte auch andere Leute, an dem Gnadenort Hilfe und Zuflucht zu suchen. Da blühte die Wallfahrt wieder auf. Viele kamen, um Gott und „Maria im Schatten“ für die Abwendung dieses Übels zu danken und ihre Gelübde zu erfüllen.“

Was wäre gewesen, wenn... bzw. wenn nicht...? Dazu haben mir viele Menschen verschiedene Geschehnisse aus ihrem Leben mit staunenswertem Verlauf oder Ausgang erzählt. Alle hätten auch ganz anders verlaufen

und ausgehen können, wenn... bzw. wenn nicht...

Es ist sinnvoll, Erinnerungen zu ähnlichen Geschehnissen wachzurufen, dabei hinter den Vordergrund und tiefer zu blicken und zu danken oder sich die damit auftretenden Fragen näher anzuschauen.

Nicht weniger sinnvoll ist es andererseits auch, frühere negativ ausgegangene Geschehnisse, falsche Entscheidungen, Verhaltensweisen und Handlungen und ihre Konsequenzen nochmals

unter diesem Aspekt durchzuspielen. Allerdings nicht destruktiv grüblerisch, selbstquälerisch und mit Vorwürfen, sondern um konstruktiv die begangenen Fehler nicht zu vergessen, wohl aber sich selbst und anderen zu vergeben, sie fortan nicht zu wiederholen und aus dem Schiefgegangenen für die Gegenwart und die Zukunft zu lernen.

So kann man für Gegenwart und Zukunft besser die Frage in den Blick bekommen: Was wird wahrscheinlich sein, wenn... bzw. wenn nicht...?

Was zu häufiges Ja oder Nein bewirken

Mit Wissen und Weitblick ein Ja oder ein Nein zum rechten Zeitpunkt und in rechter Weise zu sagen, dafür mit Überzeugung einzustehen und die Entscheidung auch gegen Widerstände durchzuhalten, ist eine Kunst. Ohne Wenn und Aber dazu bereit zu sein, ein Ja oder Nein bei nachträglicher besserer Einsicht zu korrigieren, ist ebenfalls nicht selbstverständlich.

Wir alle erinnern uns an die einen und anderen Menschen, welche beides beherrschten, und wohl auch an den Nutzen, den wir für unsere Entwicklung von klein auf daraus ziehen konnten, wenn wir uns nicht kurzsichtig dagegen wehrten und stattdessen mit Eigensinn das Gegenteil machten.

Wir alle können uns, wenn es uns interessiert, aus der Geschichte unzählige Beispiele in Erinnerung rufen, welche uns beide Seiten im Kleinen wie im Großen unübersehbar vor Augen führen.

Die Mehrheit der Menschen gehört allerdings weder zu jenen, welche diese Kunst beherrschen, noch zu jenen, welche die nötige Offenheit und Demut aufbringen, sich danach zu richten. Die Folgen sind bekannt – ab unserem Kleinkindalter bis zu unserem Lebensende, von ganz unten im gesellschaftlichen Rang bis ganz oben und vom Einzelnen bis zu Institutionen und großen Gemeinschaften.

Heinz Niederleitner schrieb im Leitartikel in der Kirchenzeitung der Diözese Linz vom 24.9. Bedenkenswertes unter dem Titel „Die Gefahr stetigen Neinsagens“, das wir im Prinzip alle miteinander ab unserem Kleinkindalter immer

wieder mit durchaus keinen positiven Folgen erfahren haben. Heute besteht des Öfteren mehr Gefahr durch das stetige Ja-sagen und Wunsch-erfüllen oder das Nichtssagen.

Ich denke, es ist wichtig, dass wir uns im Kleinen wie im Großen mit den Folgen sowohl eines zu leichtfertigen Ja als auch eines zu sturen Neins auseinandersetzen. Wenn wir in unserem eigenen Erleben oder in der Geschichte zurückschauen, finden wir zuhauf die oft katastrophalen Auswirkungen, die sich immer wieder aus beiden Einseitigkeiten ergeben und ergeben haben – für beide Seiten!

Am Gymnasium in Kremsmünster gab es zu meiner Zeit damals unter uns Studenten folgende überspitzte Grundregel zum Recht-haben: Punkt eins: der Professor hat immer Recht. Punkt zwei: der Student hat nie Recht. Punkt drei: sollte der Student dennoch einmal Recht haben, so bedenke Punkt eins, der Professor hat immer Recht.

Es gab tatsächlich in der alltäglichen Wirklichkeit diese Form von einseitigem autoritärem Verhalten und Sturheit bei Low and Order, das auf Studentenseite das Gefühl von Nicht-wahrgenommen-werden, Nicht-ernst-genommen-werden und Ohnmacht auslöste – natürlich mit den entsprechenden ungunstigen Folgen auch wieder für beide Seiten.

Es geschah aber ebenso, dass man als Student angehört, geachtet und bei zutreffender Kritik dem Studenten Recht gegeben, Ungutes abgestellt oder Ablehnungen aufgehoben wurden – gelegentlich prompt. Ich erlebte dies gleich zu Beginn meiner Studentenzzeit. Beim

Überstieg von der dritten Klasse Hauptschule in das Gymnasium konnte ich wegen des Lateins ab der ersten und Griechisch ab der dritten Klasse nicht mit der vierten fortsetzen, sondern nur in der zweiten neu anfangen. Zum Nachlernen des einen Jahres Latein standen mir nur der letzte Teil des Schuljahres und die Sommerferien zur Verfügung. Bei der Aufnahmeprüfung fiel ich als einziger der fünf Angetretenen durch. Mein mich begleitender Hauptschulkatechet ging mit mir zum Direktor. In der Hauptschule hatte ich zuvor immer zu den guten Schülern gezählt. Daher war er überzeugt, dass ich das Gymnasium leicht schaffen würde und ein Nein aufgrund des Durchfallens unter den gegebenen Umständen ein Fehlurteil wäre. Die Zeit des Nachlernens von Latein war einfach zu kurz gewesen. Der Direktor hörte sich alles aufmerksam an, griff danach zum Telefon und teilte dem Professor einfach mit: „Den Buben nehmen wir!“ Mit einem sehr kompetenten Studenten aus der fünften Klasse hatte ich meine Lateinlücken in Kürze überwunden und beendete die zweite Klasse mit Auszeichnung. Als der Professor nach der dritten Klasse nach Wien übersiedelte, war es ihm ein besonderes Anliegen, sich bei meiner Mutter und bei mir dafür zu entschuldigen, dass er nicht nur bei der Aufnahmeprüfung nur auf meine Unkenntnisse und nicht auf die Vorgeschichte und meine Umstände geachtet, sondern mich danach – wohl weil ich aufgezwungen worden war – anfangs auch noch als nicht willkommen behandelt hatte.

Der Schluss der Geschichte kehrte den Anfang um, indem von uns fünf Aufnahmeprüflingen vier in den folgenden Jahren ausstiegen und nur ich als zuerst Durchgefallener schließlich maturierte.

Papst Franziskus kritisierte an einem Sonntag Mitte September in seiner Ansprache den mangelnden Aufbruchgeist in der Kirche und betonte, dass es für die Kirche besser wäre, mit Aufbrüchen einen Unfall zu bauen als mit der steten Verweigerung von Aufbrüchen in der Verslossenheit krank zu werden.

Kurz danach, am Mittwoch 16.9. präsentierte der Ökumenische Arbeitskreis ÖAK in Deutschland den Text „Gemeinsam am Tisch

des Herrn“ zur wechselseitigen Teilnahme an katholischer Eucharistie und protestantischem Abendmahl.

Bereits am 18.9., also nur zwei Tage später, musste man zur Kenntnis nehmen, dass die Glaubenskongregation beim neuerlichen Nein sehr schnell zur Stelle war und auch den neuesten Versuch des ÖAK wegen zu großer Unterschiede im Verständnis von Sakrament und Amt und nicht geklärter Fragen ablehnte.

Die katholische Theologin *Dorothea Sattler* in Münster sagte dazu: „*Wir können nicht jedes Mal wieder von vorne beginnen, es liegen bereits so viele Studien vor, die keine Anerkennung finden. Wir sind gewiss bereit, unser Papier theologisch zu prüfen und weiterzuentwickeln, aber nur dann, wenn wenigstens die Perspektive besteht, dass sich dann auch in der Praxis etwas ändert.*“ (Artikel „*Absage – wie das Amen im Gebet*“ in *Die Furche* vom 24.9.)

Damit trifft Dorothea Sattler eine wesentliche Voraussetzung, die wiederum generell gilt: Bemühungen um einen Fortschritt bei der Bereinigung von Kontroversen jeder Art sind nur dann sinnvoll, wenn wenigstens in etwa zu erwarten ist, dass sich auch die andere Seite bewegt. Wenn sich nach bereits Jahrzehnte dauernden gründlichen Forschungen und längst erlangten Klärungen auf der anderen Seite noch immer nichts Entscheidendes bewegt, nur mit Nein und weiterem Hinausschieben und Hinhalten geantwortet wird, ist eines Tages die Kraft verbraucht und man gibt auf. Die Hoffnung stirbt zwar zuletzt, aber einmal stirbt sie, wenn Absagen wie das Amen im Gebet erfolgen und alle Bemühungen als sinnlos erlebt werden.

Zusätzlich bleibt danach der unter Umständen auf Dauer beziehungsschädigende Verdacht, dass die Gegenseite von vornherein darauf aus war, eine Lösung mit ständigem Neinsagen so lange zu verzögern, bis die Gegenseite aufgibt.

Es gibt eindeutig gewichtige noch zu lösende theologische und in den Jahrhunderten der Auseinanderentwicklung und Gegnerschaft gewachsene Hindernisse. Es darf und muss also auf beiden Seiten gefragt werden, ob die nötigen Voraussetzungen für ein dann auch gelingendes gutes Miteinander bereits geschaffen wurden. Dazu ist sicher mehr nötig als Wahrsprüche der

hohen Theologie, ein gut gemeintes Sind-wir-doch-wieder-gut oder eine Willkommenskultur ohne Blick auf jene, die so oder anders dann nicht mitziehen und auf diese Weise neue Gräben geschaffen werden. Es muss aber endlich auch das bereits Erreichte und das inzwischen an der Basis Gewachsene anerkannt werden. Die Basis bewegt sich längst nicht mehr geschlossen auf offizieller Linie. Die ständigen Neinsager haben also bereits statt einer Brücke einen neuen Graben geschaffen, gehen dazu aber nicht mit sich selbst ins Gericht, sondern schieben die Schuld daran den „Ungehorsamen“ zu.

Am Gewohnten unbeweglich Festhaltende fürchten eine Glaubensspaltung, wenn man beim verbindlich Festgelegten nachgibt und das fortdauernde Nein beendet. Die Gegenseite fürchtet einen weiteren Auszug aus den Kirchen, wenn jeder neue Weg blockiert wird und sich weiterhin nichts ändert.

Heinz Niederleitner weist mit Blick auf die Begründungen der Neinsager auf die zu befürchtenden Folgen hin: „*Dieses Szenario überzeugt aber nicht wirklich. Viel wahrscheinlicher ist derzeit ein von Rom zu verantwortendes Chaos – dann nämlich, wenn jeder in der Kirche macht, was er will, weil man mutlose und kleingläubige Vorgaben guten Gewissens nicht mehr ernst nehmen kann.*“

An der Basis in vielen Pfarrgemeinden ist es längst so weit. Nicht nur einfache Gläubige, sondern auch viele Seelsorgerinnen und Seelsorger gehen nicht von hochgestochenen theologischen Festlegungen oder kirchenamtlichen Verordnungen, auch nicht mehr von historischen gesellschaftlichen Gräben aus, sondern vom gegenwärtigen Verstehen und Bedürfnis der Gläubigen. Man ignoriert zunehmend die jeweilige höhere Autorität und handelt einfach so, wie man es für richtig hält. Das fortwährende Nein aus Rom, das von immer mehr weder verstanden noch akzeptiert wird, befördert tatsächlich genau das, was verhindert werden soll, die Eigenmächtigkeiten und das Durcheinander. Es baut keine Brücken, sondern hält Gräben offen oder schafft neue. Es bindet nicht ein, sondern schließt aus. Es ermutigt nicht, sondern enttäuscht und steht damit im Widerspruch zu dem, was anderweitig

Papst Franziskus ständig betont, den Mut zum Aufbruch aus Erstarrem.

Außerdem zerstört Rom damit selbst seine Autorität. So schreibt *Martha Heizer* zum Nein aus Rom, zur „Instruktion zur pastoralen Umkehr der Pfarrgemeinden im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche“: „*Natürlich ist dieses Schreiben ein Grund mehr, nicht mehr auf die zu hören, die uns nicht hören.*“ (*Wir sind Kirche, Herbst 2020*)

Mir fällt dazu ein, wie man zur Zeit der Apostel zu Beginn der Kirche beim damals fast unlösbar erscheinenden Problem bezüglich des Mosaïschen Gesetzes und den aus der nichtjüdischen Bevölkerung kommenden Christen vorgegangen ist. Hätte das Apostelkollegium damals nicht auf die konkrete Lage und die anderen Voraussetzungen geachtet und mit einem sturen Nein gegenüber den Nichtjuden zur Freiheit vom mosaïschen Gesetz geantwortet, dann wäre damit bloß erreicht worden, dass die junge Gemeinschaft zu einer innerjüdischen Sekte verkommen wäre. Man hat aber auch kein oberflächliches und leichtsinniges Ja ausgesprochen. Man hat das Wesentliche an Lehre und Praxis und beide Seiten samt ihrem Leben im Blick behalten und eine für einen neuen Weg ermutigende Lösung gefunden.

Wenn immer wieder von Spaltung die Rede ist und vor allem von der beharrenden Seite der diesbezügliche Vorwurf gegen die bewegliche erhoben wird, erinnere ich mich an Bergtouren, bei denen sich diejenigen, welche aus irgendwelchen Gründen auf der Alm lange sitzenbleiben und jene, die rasch zum Gipfel weitergehenden wollen, gegenseitig vorwarfen, die Gruppe zu spalten.

An der Spaltung sind auf diese Weise eindeutig beide beteiligt, denn beide richten sich nach ihrer je eigenen Vorstellung, statt nach dem für die gesamte Gruppe Erforderlichen, um gemeinsam den Gipfel zu erreichen. In der Kirche sollte es doch auch darum gehen, dass alle bis zum Gipfel kommen und das auf die ihnen mögliche Weise – oder nicht?

Kein Teil der Gruppe darf mit einem zu leichtfertigen Ja nachgeben, denn geben die Langsamen den Schnellen ohne Bedenken nach, landen sie in der Überforderung. Geben

die Schnellen den Langsamen einfach nach, können sie unter Umständen das Erreichen des Gipfels abschreiben. Andererseits darf keine Seite mit einem sturen Nein ablehnen, denn dann zerbricht die Gruppe. Sollen alle zum Gipfel kommen, muss man sich gut überlegen, wozu man Ja und wozu man Nein zu sagen hat, wie die Schwächeren es ohne Überforderung schaffen können und die Stärkeren nicht wegen der ihnen aufgenötigten Rücksichtnahme im Dauerfrust landen, das Interesse verlieren und zum Schluss niemand den Gipfel erreicht. Beide müssen bereit sein zum Verzicht – die einen auf das Bequemere und die anderen auf das Herausforderndere. Und beide müssen bereit sein, die von ihnen verlangte Leistung zu erbringen.

Man kann sich auch für mehr Freiheit und eine großzügigere Lösung entscheiden, indem man wenn möglich getrennte und dafür für jeden Teil besser passende Wege zum gemeinsamen Ziel geht. Es gibt zu keinem Gipfel, auch nicht zum Himmel nur einen einzigen richtigen Weg, denn bekanntlich führen viele Anstiege auf einen Berg und viele Wege zu Gott.

Dazu ist es allemal von Vorteil, wenn jemand vorhanden ist, der eine Autorität darstellt und Führungsqualität besitzt.

Bei den spirituellen Wanderwochen hat es sich bewährt, wenn möglich dasselbe Ziel auf verschiedenen anspruchsvollen und langen bzw. leichten und kurzen Wegen zu erreichen oder vom gemeinsamen Ziel aus zusätzlich ein weiteres Ziel anzugehen oder eben auf demselben oder einem anderen Weg gemütlich zurückzuwandern. So wurde keine Teilgruppe überfordert und keine unterfordert. Das nachfolgende gegenseitige Erzählen trug zur Vertiefung der Beziehung bei. Für Fotobücher ergaben bisweilen die besten Fotos aus beiden Gruppen ein reicheres Ganzes zur Erinnerung.

In den Auseinandersetzungen um den, der für andere das Sagen und dessen Ja oder Nein entsprechende Geltung hat, also Autorität für sich beansprucht, geht es nicht erst auf der Ebene ganz oben um einige Voraussetzungen. Das beginnt bereits in der Familie.

Papst Johannes XXIII. hatte eine sehr weise und gleichzeitig demütige wie auch klare Ein-

stellung zur Autorität: „Alles sehen und alles hören; vieles übersehen und überhören und nur wenig zurechtrücken.“

Bekannt ist auch sein Wort: „Giovanni, nimm dich nicht so wichtig!“ Es stammt nach seiner Aussage aus einem Traum, der ihn wegen seiner vielen schweren Aufgaben plagte. Da habe ihm ein Engel diesen Satz zugesprochen.

Wenn man einzelne Menschen oder Gemeinschaften leiten und führen will, muss man so umfassend wie möglich sachlich und persönlich Bescheid über sie wissen. Das heißt, man muss sich für sie wirklich interessieren und sich der Mühe unterziehen, sich dieses Wissen zu verschaffen. Das ist nur möglich, wenn man ihnen mit Empathie zuhört und ihnen bei ihrem Sein und Tun zuschaut.

Als Zweites bedarf es der Weit- und Großherzigkeit, der Fähigkeit des Unterscheidens und Gewichtens, sowie der Demut, sich selbst zurückzuhalten, andere so weit wie möglich ihrer eigenen Verantwortung zu überlassen und ihnen auch die nötige Freiheit zu gewähren, aus ihren Fehlern zu lernen. Man muss, wie Ignatius von Loyola betont, für eine gute Wahl zuvor aus den Eigeninteressen „herausspringen“.

Das Dritte ist schließlich am sparsamsten anzuwenden, nämlich das Wenige zu eröffnen, was Einzelne oder Gemeinschaften nicht aus eigenem Wissen und Können schaffen, nötige Grenzen zu setzen und zum Überschreiten von lähmenden Grenzen zu ermutigen, sowie vor nicht wieder gut zu machenden Fehlentwicklungen und Schäden zu schützen. Dies entspricht genau dem Solidaritäts- und dem Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre, das besagt, dass man soweit wie möglich in allem gemeinsam auf Augenhöhe unterwegs sein soll und dass die je höhere Entscheidungsebene sich nicht in das einmischet, was die je niedrigere von sich aus bewältigen kann. Eine richtige Autorität verhält sich nie bevormundend, dominant und erdrückend (also autoritär), sondern in die Selbstverantwortlichkeit führend, befreiend, schützend und kreativ erweckend.

Jesus hätte uns das deutlich genug vorgelebt – ebenso den richtigen Umgang mit Ja und Nein.

Was fehlt, ist die ganzheitliche Sicht auf die Problematik

Wie nicht anders zu denken beginnt auch dieses Defizit im Alltag auf ebener Erde und nicht erst oben bei den Tonangebenden. Jede und jeder weiß das von sich selbst, sobald irgendwelche Probleme auftauchen. Das Ganze in den Blick zu bekommen, zu beachten, sich danach zu richten und entsprechend zu entscheiden und zu handeln, ist alles andere als selbstverständlich. Das ist eben wiederum eine Kunst und zu dieser bedarf es etlicher Voraussetzungen und man erlernt sie nur über entsprechend lange und intensive Übung.

Wie beim vorausgehenden Artikel zu Ja und Nein verhält sich die Mehrheit nicht so. Es läuft eher weitgehend konsequent auf der Linie der bewussten Vernachlässigung der ganzheitlichen Sicht und der Verabsolutierung der Teilansichten. Das hat uns die Corona-Pandemie z.B. in der Politik sehr deutlich gezeigt. Nur eine kurze Zeit bemühte man sich um eine gemeinsame und ganzheitliche Sicht und Linie, doch rasch war man wieder beim Durchboxen der eigenen Sichtweisen mit Blick auf die vorhandene oder zu gewinnende Wählerschaft, die man zufriedenzustellen sucht, um wieder gewählt zu werden und damit an der Macht zu bleiben oder an die Macht zu kommen.

In einem Artikel zum Streitthema Wolf (Die Furche vom 24.9.) war in zwei Sätzen zu lesen, was man allgemein feststellen kann, auch oder gerade im kirchlichen Bereich.

Zur Frontbildung von Befürwortern und Gegnern klagte ein Schafhirte: „Die Diskussion ist so aufgeheizt, da gibt es kein Dazwischen.“

Die Ursache für die bestehende Aussichtslosigkeit auf eine Lösung sah der Landtagsabgeordnete Markus Sint in derselben Tatsache: „Woran es scheitert, sind die Emotionen.“

Ich denke, dass beide den Nagel auf den Kopf getroffen haben – und das nicht nur in Bezug auf das Thema Wolf.

Die Verabsolutierung von noch so Richtigem und Gutem bei gleichzeitigem Übersehen oder bewusstem Verleugnen aller anderen Möglichkeiten und Bedürfnisse vereitelt von vornherein eine brauchbare Lösung von Problemen.

Es gibt eben nicht nur Richtig und Falsch, Gut und Böse, Nützlich und Schädlich, Schwarz und Weiß, also nur das Entweder/Oder, sondern ebenso das Sowohl/als auch in vielen Möglichkeiten und Wirklichkeiten im Zwischenbereich und den gesamten Regenbogen mit allen Farben in unzähligen Kombinationen.

Es gibt bei den Temperamenten keinen hundertprozentigen Choleriker und bei den Motiven keine hundertprozentige Selbstlosigkeit. In jedem Menschen sind mehr oder weniger Anteile jeden Charaktertyps vorhaben und stets handelt jeder Mensch aus Mischmotivationen heraus.

Das Leben ist in vielfacher Weise bunt und verlangt von uns bei aller auch notwendigen genauen Beachtung des Entweder/Oder ständig Kompromisse und daher das Sowohl/als auch.

Ohne Emotionen wäre das menschliche Leben armselig, es würde ein wesentlicher Antriebsfaktor fehlen. Die Emotionen sind sehr oft das Zugpferd und tragen entscheidend zur Bewegung jeder Art und in verschiedene Richtung bei.

Wir alle wissen allerdings aus vielen leidvollen Erfahrungen, wohin es führt, wenn man dieses Pferd ohne Zügel einfach losgaloppieren lässt. Es bedarf nicht nur der Emotionen an sich, sondern dazu unbedingt der entsprechenden emotionalen Kompetenz – nicht weniger als beim Verstand der intellektuellen Kompetenz – und deren Einordnung in das Ganze des Menschen.

Ich überlasse es nun Dir selbst, Dir weitere Gedanken für Dein eigenes Leben, Dein Umfeld und auch in Bezug auf die Verhältnisse im kirchlichen Bereich zu machen. Schließlich liegen die Ursachen für endloses Verzögern und für das Scheitern der nötigen Reformprozesse weitgehend auf derselben Ebene wie das Problem mit dem Wolf, obwohl beides miteinander auf den ersten Blick nichts zu tun hat.

Dein Bruder



Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: Falls pandemiebedingt möglich jeden 2. Freitag im Monat um 19:00 Uhr – aktuelle Info immer auf der Homepage der Pfarre.

Cursillo: 28.1.2021, 18:00 Uhr bis 31.1., 18:00 Uhr im Exerzitien- und Gästehaus Maria Puchheim zum Thema „Mit Gott unterwegs – zu mir selbst, zu meinen Mitmenschen, in die Welt.“

Tag zum Innehalten: 27.2., 9:00 bis 17:00 Uhr im Pfarrheim Putzleinsdorf – zum Thema „Stopp-Taste drücken, Standortbestimmung in meinem Leben, an meinen Quallen andocken.“

Vertiefungs-Cursillo: 5.3. bis 7.3. im Seminarhaus St. Klara, Vöcklabruck zum Thema „Begegnung mit der Bibel, den Glauben vertiefen.“

Anmeldungen per Mail an cursillo@dioezese-linz.at

NB.: Wegen jederzeit möglicher nötiger Änderungen aufgrund der Corona-Pandemie-Situation bitte vorher Rückfrage (0676 8776 5503), ob die Veranstaltungen stattfinden.

Reisen: Wegen der nicht vorhersehbaren Pandemieentwicklung ist derzeit keine Planung möglich. Voraussichtlich wird es nur etwas mit näheren Zielen und kurzfristiger Ausschreibung geben.

Hinweise

Homepage der Pfarre Brunnenthal: <https://www.dioezese-linz.at/brunnenthal> oder einfach pfarre brunnenthal. Hier finden sich Infos, Impulse, Predigten, Rundbriefe, Pfarrbriefe usw.

Unkostenbeiträge für Rundbriefe: Selbstkosten – rund 15.- € im Jahr. Wer mehr gibt, unterstützt unsere Arbeit. Bei Bareinzahlungen bitte unbedingt gut leserlich Angabe des Vor- und Zunamens und der Adresse!

Ein Zahlschein liegt jeweils der Nummer 4 jeden Jahres bei.

Bankverbindung: Kath. Pfarramt Brunnenthal, Raiffeisenbank Region Schärching

IBAN: AT52 3445 5000 0402 3818 / BIC: RZOOAT2L455

Deutschland: Kath. Pfarramt Brunnenthal, Raiffeisenbank Unteres Inntal

IBAN: DE69 7406 1564 0000 1297 12 / BIC: GENODEF1NUI

Bitte beachten: Diese Bankverbindung wird mit Jahresende aufgelassen!

Beiträge für den Verein MUZU (Mut zum Teilen, Zukunft schenken / früher Hilfsfonds): Auf das unten angegebene eigene Konto. Wer auf das Rundbriefkonto für MUZU etwas einzahlt, muss unbedingt dazu MUZU und den Betrag angeben, denn es sind zwei unabhängige Buchhaltungen.

Bankverbindung: Verein MUZU, Raiffeisenbank Region Schärching

IBAN: AT11 3445 5000 0403 3965 / BIC: RZOOAT2L455

Rückmeldungen, Namens- und Adressänderungen, Abbestellung, Bestellung: Bitte per Post an Kath. Pfarramt Brunnenthal, Dorfstraße 8, 4786 Brunnenthal oder per Mail pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at melden.

Für Werbung sind wir immer dankbar, weil altersbedingt laufend Bezieherinnen und Bezieher wegfallen.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärching

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan

für Teilnehmer an Glaubensseminaren und

Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärching/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärching (Autriche) Taxe percue